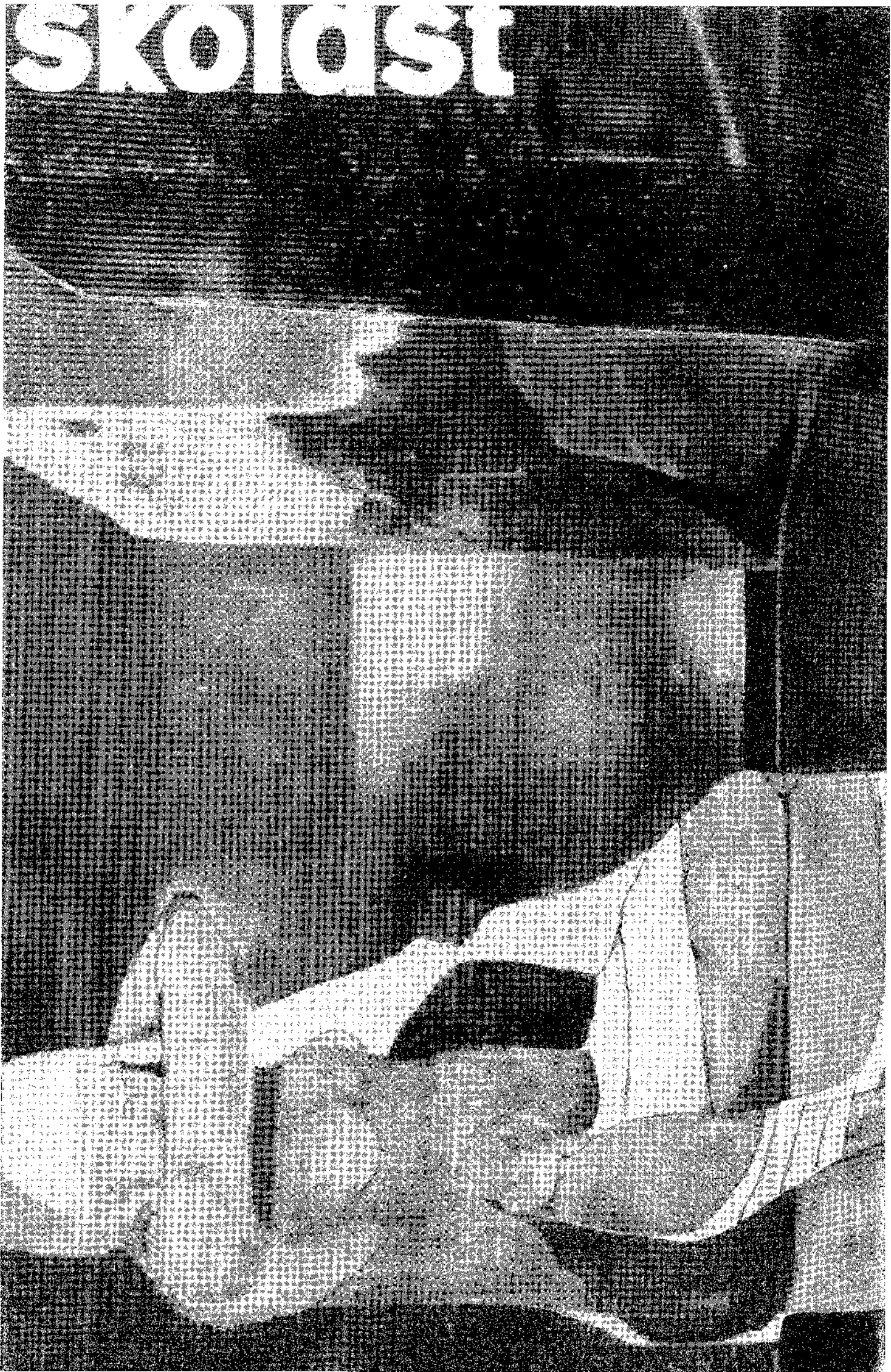


# SKOLAST



# Promotionen

- Brigt Leonhard**, Diplom-Ingenieur für Maschinenbau, Papier- und Zellstofftechnik, an der Technischen Hochschule in Graz
- Egger Johana**, Doktor der Handelswissenschaften an der Herz-Jesu-Universität in Mailand
- Feichtinger Josef**, Doktor der Philosophie an der Universität in Wien
- Kemenater Dr. Franz**, Doktor der technischen Wissenschaften an der Technischen Hochschule in Wien
- Kuppelwieser Fritz**, Doktor der Handelswissenschaften an der Hochschule für Welthandel in Wien
- Ladurner Sepp**, Diplom-Ingenieur für Maschinenbau an der Technischen Hochschule in Graz
- Lang Franz**, Doktor der Philosophie, Mathematik und Physik an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck
- Mayr Albert**, Diplom in Chorkomposition an der Universität in Florenz
- Rainer Christine**, Doktor der Philosophie an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck
- Senoner Hugo**, Diplom-Ingenieur für Maschinenbau, Wirtschafts-Ingenieurwesen an der Technischen Hochschule in Graz
- Sesini Mario**, Diplom-Ingenieur für Architektur an der Universität in Graz
- Sioll Andreas**, Doktor der Philosophie (Pädagogik), Universität Innsbruck
- Tapfer Dieter**, Doktor der Handelswissenschaften an der Hochschule für Welthandel in Wien
- Ties Hochw. Dr. Alois**, Doktor der Theologie an der Gregoriana in Rom
- Trafojer Konrad**, Doktor der Tierheilkunde an der Tierärztlichen Hochschule in Wien
- Woschitzky Karl**, Doktor der gesamten Heilkunde an der Leopold-Franzens-Universität in Innsbruck

# Inhaltsverzeichnis

TITELBILD: »Die Salige« von Hubert Zanol . . . . .	1
PROMOTIONEN . . . . .	2
UNIVERSITÄT BOZEN: Christoph Pan . . . . .	3
UNTERWEGS ZUR WIRKLICHKEIT DES LEBENS: Walter Methlagl . . . . .	3
BILDNIS 1958: Siegfriede Ebensperger . . . . .	5
SIEGFRIEDE EBENSPERGER: Kuno Seyr . . . . .	6
KRISE DES HUMANISMUS: Alexander Langer . . . . .	7
IM HOHEN NORDEN - REISEBERICHT: Pepi Zeiger . . . . .	8
GEDICHTE, KURZGESCHICHTEN: Paulmichl, Stecher, Zoderer . . . . .	10
STECHER: Zeichnung . . . . .	11
DER MALER HUBERT ZANOL: Luis Dajori . . . . .	13
MERANER HOCHSCHULWOCHEN - PROGRAMM . . . . .	14
DAS JUSSTUDIUM DES SÜDTIROLERS: Dr. Hansjörg Kucera . . . . .	14
DIE EULE BLINZELT . . . . .	15

Einsendeschluß für die nächste Nummer:

15. September 1965



Gerade in jüngster Zeit ist die Diskussion um die Universität von Bozen besonders in italienischen Kreisen neu entflammt. Inwieweit sich auch Vertreter unserer Volksgruppe in diese Diskussion eingeschaltet haben, ist mir unbekannt. Soweit ich informiert bin, betrachtet man die Gründung einer Universität in Bozen vorwiegend als ein gegen unsere Volksgruppe gerichtetes Politikum.

Die Frage ist nun, ob mit einer kategorisch ablehnenden Haltung unsererseits das anliegende Problem auf die Dauer in unserem Sinne gelöst wird.

Daß eine Universität eine bedeutende positive Ausstrahlung auf das wirtschaftliche, soziale und kulturelle Leben ihrer Umgebung hat und nur bereichernd wirkt, steht völlig außer Zweifel. Gegen eine Universität als solche, so bin ich überzeugt, ist eigentlich nichts einzuwenden. Bedenken können nur gegen das «Politikum» vorgetragen werden.

Die Bozner Universität sollte doppelsprachig sein, so wird zumindest von italienischer Seite immer betont. Allein, wir haben mit der Doppelsprachigkeit bisher so unsere Erfahrungen gemacht... Außerdem wünschen wir nicht, daß Bozens Universität eine Hochburg für faschistisch angehauchte Jugendliche aus ganz Italien wird. Vielleicht ließe sich nun dieses Politikum auf folgende Weise entschärfen: Gehen wir einmal von der gewohnten Vorstellung ab, daß jedes Fach an der doppelsprachigen Bozner Universität italienisch und deutsch gelesen wird. Stellen wir uns vor, daß man alle Fächer einer Studienrichtung in etwa drei gleiche Teile teilt und daß die Fächer des ersten Drittels italienisch und deutsch gelesen werden, die Fächer des zweiten Drittels nur italienisch und die Fächer des letzten Drittels nur deutsch. Auf diese Weise könnte niemand an dieser Universität studieren, der nicht beide Sprachen beherrschen würde. Ich habe dieses System selbst an der wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Fribourg/Schweiz erlebt und trotz anfänglicher sprachlicher Schwierigkeiten mich glänzend damit zurechtgefunden.

Dieses System würde meiner Meinung nach zwei bedeutende Vorteile bringen: Vorerst würde die Bozner Universität besonders uns Südtirolern zugute kommen, da ja gerade wir Südtiroler über die sprachlichen Voraussetzungen verfügen. Von den Italienern könnte nur in Bozen studieren, wer es mit der Doppelsprachigkeit ernst nimmt und wirklich, nicht nur dem Papier nach, deutsch lernt. Vielleicht würden die deutschsprachigen Studenten aus den alten Provinzen durch den Kontakt mit Land und Leuten das Südtirol-Problem auch anders sehen lernen, als sie es von Hause aus gewohnt sind?

Eine der größten Schwierigkeiten, auf die man bei der Gründung einer doppelsprachigen Universität in Bozen stoßen würde, ist die nicht ausreichende Anzahl deutschsprachiger Lehrkräfte. Ja, man müßte auf Lehrkräfte aus Deutschland, Österreich und der Schweiz zurückgreifen, aber das geht nun wieder nicht, weil die Lehrstellen Staatsstellen sind und die Lehrkräfte italienische Staatsbürger sein müssen...

Ist auch dieses Problem lösbar? Innerhalb der EWG werden Europa-Universitäten gegründet. So soll auch in Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Italien eine deutsch-italienische Universität

Walter Methlagl:

## Unterwegs zur Wirklichkeit des Lebens

entstehen, nur weiß man nicht wo. Die Italiener schlugen Florenz vor, die Deutschen München. Könnte man sich vielleicht in der Mitte einigen? Bozen wäre für diesen Zweck nicht ungeeignet: es liegt auf italienischem Staats- und deutschem Sprachgebiet und außerdem hat es noch keine Universität!

Wir Südtiroler haben gegenüber Rom leider nur eine schwache Verhandlungsposition. Mit Deutschland im Rücken hätten wir eine bessere, zumindest was die Bozner Universität anbelangt. Auch die Frage der Lehrkräfte dürfte bei einem gemeinsamen Projekt zwischen der Bundesrepublik und Italien vermutlich kein Problem bedeuten.

Vielleicht habe ich hier Gedanken aufgeworfen, die von anderen bereits viel gründlicher durchdacht wurden. Möglicherweise sind die aufgezeigten Wege für unsere besonderen Verhältnisse doch zu wirklichkeitsfremd. Ich würde mich aber freuen, wenn gerade aus den Kreisen der Südtiroler Hochschulär dazu Stellung genommen würde.

Christoph Pan

Wie sehr oft im Umkreis einer empfindlichen, luziden Geistigkeit, wo jede kleine Begebenheit seismographische Ausschlagkraft besitzt, kam es auch im «Brenner» gelegentlich zu Begegnungen, die in ihrer typischen Eigenart, in der Weise des Gesprächs und in der Schroffheit der Auseinandersetzungen die oft schwer erkennbaren Grenzen weltanschaulicher Differenzen wie Wetterleuchten in ein kurz aufflammendes Licht tauchen. Von einer solchen Begegnung berichtet eine tagebuchartige Aufzeichnung, die Hans Limbach, ein Schweizer, der dem Brenner-Kreis in seiner Frühzeit nahestand, nach einem abendlichen Besuche bei Ludwig von Ficker in Mühlau niedergelegt hat. Zwischen Dallago, Ficker und Georg Trakl entspann sich damals ein Gespräch, in dem der Südtiroler versuchte, Trakl von der erneuernden Kraft seiner Vorbilder zu überzeugen. Trakl aber hielt Whitman für «gefährlich»; Laotse und Buddha sah er im Lichte einer vorchristlichen Heilserwartung, Nietzsche wies er als krankhaft zurück. (Vgl. «Erinnerung an Georg Trakl. 2. Auflage, Salzburg (1958) S. 116).

In diesem Gespräch kommt für den «Brenner» etwas Neues zum Durchbruch, etwas, das fremd und paradox in die abgerundete, immanentistische Welt Dallagos einbricht. Die Kategorien des Leidens, des Bösen und der schuldhaften Verstrickung meldeten sich in der Person Trakls mit unabweisbarer, schmerzverbundener Dringlichkeit an. Noch ein anderer Ausdruck Trakls aus diesem Gespräch, der nicht im Berichte Limbachs steht, den aber Ludwig von Ficker aus der Erinnerung mitgeteilt hat, ist überliefert. Denn Trakl sagte zu Dallago: «Sie kennen ja das Böse nicht!» — Worauf Dallago betroffen mit den Achseln gezuckt und gesagt haben soll: «Mag sein, vielleicht kenne ich es wirklich nicht.» Das Böse! Folgende Zeilen schrieb Trakl aus Salzburg an Ludwig von Ficker:

«Zu wenig Liebe, zu wenig Gerechtigkeit und Erbarmen, und immer zu wenig Liebe, allzuviel Härte, Hochmut und allerlei Verbrechen — das bin ich... Ich bin gewiß, daß ich das Böse nur aus Schwäche und Feigheit unterlasse und damit meine Bosheit noch schände. Ich schne den Tag herbei, an dem die Seele in diesem armseligen von Schwermut verpesteten Körper nicht mehr wird wohnen wollen und können, an dem sie diese Spottgestalt aus Kot und Fäulnis verlassen wird, die ein nur allzugetreues Spiegelbild eines gottlosen Jahrhunderts ist.»

Mit der Gestalt Trakls rückt — veranlaßt auch durch das fortlaufende Erscheinen der von Theodor Haeccker erstmals ins Deutsche übersetzten Werke Sören Kierkegaards — ein Problem entscheidend in die Mitte des Besinnungsraumes des «Brenner»: das Problem des Christlichen.

1919 trat ein Mann in den Mitarbeiterkreis der Zeitschrift ein, dem es in seinem Denken ausschließlich um dieses Problem ging, um die Frage also: kommt mit der Geburt, dem Leben, dem Worte, dem Leiden und dem Sterben Jesu Christi tatsächlich etwas völlig Neues in die Welt? Ist mit diesem historisch nachweisbaren Ereignis der Weg geöffnet worden in eine bisher notwendigerweise unbekannte, wenn auch in jahrhundertalter Messiashoffnung vorausgeahnte Dimension? Oder bringt die Erscheinung Christi nur die Erschließung von Tiefen des menschl-

chen Lebensraumes mit sich, die an und für sich schon da waren und nur der Freilegung harnten, und die dem alten Bild des Menschen, das, wie Dallago sagt, in der «Vorzeit» durchwegs noch unge-  
trübter war als heute, nichts hinzufügen? Das ist das Problem, die Antithese, die der «Brenner» neben der dichterischen Gestaltung nun auch in denkerischer Bemühung zu bewältigen suchte. Es ist, so sagt Ferdinand Ebner, das Problem des «Brenner» und damit auch das Problem des geistigen und religiösen Lebens Europas überhaupt. Ein Problem, neben dessen Dringlichkeit alle anderen verblasen. Es wird ausgetragen zwischen Dallago und Ebner auf der einen, und Dallago und Haecker auf der anderen Seite.

Folgendes schreibt Ebner in einem Briefe an Ludwig von Ficker über den «Brenner»:

«Seine Aufgabe hoffe ich doch damit richtig erfaßt zu haben, daß ich in ihm den Brennpunkt sehe, in dem die allgemein menschliche Sehnsucht nach dem «reinen Menschen» unmittelbar in Berührung gebracht wird mit dem Sinn des Lebens und Wortes Christi...»

Von zwei Seiten bezieht Ebner entscheidende Impulse für sein Denken: erstens von Sören Kierkegaard über die Vermittlung Theodor Haeckers, zweitens von Karl Kraus, dem Herausgeber der «Fackel». Die ganze polemische Wirksamkeit, die Kraus in seiner Zeitschrift, dem streitbaren Gegenstück des «Brenner» auf Wiener Boden, entwickelte, läßt sich auf folgende grundlegende Beobachtungen zurückführen: Der geistige und kulturelle Niedergang eines Zeitalters ist immer begleitet von einem Niedergang der Sprache, von einer Erstarrung des ursprünglich lebendigen Wortes in die Formel, in die Phrase, in das spröde, tote Wort, bei dem Form und Inhalt sich nicht mehr decken. Dieser Tendenz der Sprachverwirrung hat Kraus einen erbitterten Kampf angesagt, um durch ihn auch der herrschenden Geistesverwirrung Herr zu werden.

An Kierkegaard fasziniert Ebner der Gedanke, daß eine rein ästhetische Existenz an die religiöse Wirklichkeit nicht herankomme. Auch für Ebner bedeutet der Wille, den Fährnissen des Lebens ästhetisch zu begegnen, ein Vorbeisehen an der Wirklichkeit des Lebens. Wo dieser Wille auftritt, sagt er, schließt sich das menschliche Ich ab von dem göttlichen Du, von dem es jedoch in seiner ganzen Existenz abhängig ist. Es schließt sich ab und entwirft sich in einer eigenwilligen Projektion ein Bild der eigenen Geistigkeit. Geist ist für Ebner aber nicht eine Kategorie, die sich im Menschen selbsttätig, aus seiner Natur heraus, also sozusagen «von unten her», emporentwickelt. Nein! Geist kommt «von oben» und kommt «von außen». Geistiges Leben floriert überhaupt nur in der Beziehung, die der aufgeschlossene Mensch mit der geistigen Macht unterhält, die ihn ja auch dem Geiste nachgeschaffen hat.

Seit der Mensch begonnen hat, sagt Ebner, eigenständig über sich, über die Welt und über Gott nachzudenken, sobald er aus dem dialogischen Verhältnis zum göttlichen Du herausgefallen ist, sobald er also diese Ursünde der Erkenntnis begangen hat, ist er in einen immer tieferen und unwirklicheren «Traum vom Geiste» verfallen. Bei Platon wurde dieser Traum noch geträumt in aller Schönheit und Prachtentfaltung, deren die griechische Seele mächtig war. Heute, da die auf Fortschritt bedachte Wissenschaft, deren Anfänge ja noch immer in der griechischen Philosophie liegen, die Geschichte der ganzen Menschheit in ihren Bannkreis einbezieht, ist dieser Traum häßlich und bedrohlich, oftmals sogar trostlos geworden. Es scheint den Österreichern von der Vorschung aufgegeben zu sein, ihre besten geistigen Kräfte immer wieder an die Entlarvung unerfüllter Träume zu verwenden. Man denke an die barocke

Lebensweisheit vom «vita enim hominum nihil nisi somnium», die österreichischen Ursprungs ist, an Grillparzers «Traum ein Leben» und an die beinharte Nüchternheit, mit der dieser Dichter andererseits im «Bruderzwist» die Wirklichkeit zeichnet, an Ferdinand Raimund, an Hofmannsthal's «Turm» oder auch an Sigmund Freuds «Traumdeutung». Ebners Denken ist konsequentestes Anti-Barock, sofern dieses auf äußerliche Prachtentfaltung aus ist. Er selbst bezeichnet sich als den nüchternsten Menschen, den man sich vorstellen kann. Seiner Geistigkeit geht es nicht um die schöne Ausgestaltung des Lebens, wie sie den Klassikern vorschwebt. Ebner ist auch der konsequenteste Anti-Klassiker, den man sich denken kann. Wir sind nicht aus «solchem Zeug wie das zu Träumen». Es geht Ebner um die klar erkannte und nüchtern hingegenommene Wirklichkeit.

Der Weg zur Wirklichkeit, zur Realität des Lebens, ist für ihn das Wort. Nicht das Naturgefühl, wie für Dallago. Die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen waren in der ganzen Philosophie Jahre des Kampfes um ein reines Verhältnis zwischen Natur und Geist. Dallagos Lebensprinzip liegt in der Natur, aus der sich der Geist als Zweitererscheinung blütenhaft entfaltet, das Ebners im Geiste, der sich über das Wort manifestiert. Wie für Kraus, so ist auch für Ebner das Wort das Indiz des Geistes. Der Mensch ist überhaupt nur dadurch Mensch, daß er das Wort hat.

In seinem zurückgezogenen Inkognitodasein als Volksschullehrer in einem ziemlich gottverlassenen Winkel des Wienerwaldes suchte Ebner buchstäblich jede Erkenntnis, die er den Dingen in mühsamer Geistesarbeit abrang, in Worte zu kleiden, welche die Wahrheit des Erkannten in reinen Bildern ans Licht bringen sollten. Vor einem Jahr erschien im Kösel-Verlag eine fast tausendseitige Sammlung von Tagebuchaufzeichnungen und Notizen, die von dieser harten Bemühung um eine «Wortwerdung des Denkens» Zeugnis ablegt. In mächtigen Schüben haben sich hier Jahrzehnte hindurch Sedimente eines unausgesetzten Nachdenkens der Wahrheiten des Lebens im Wort niedergeschlagen. Heute geben sie Zeugnis davon ab, daß dieser Lebensweg im eminenten Sinne ein geistiger war. Auf diese Weise ist Ebners Denken kein abstraktes Denken, sondern ein personales. Er vertraut darauf, daß das Wort instand ist, die Brücke zu schlagen zwischen Ich und Du, zwischen den Menschen untereinander und zwischen Mensch und Gott. Ebners gesamtes Denken basiert auf dem Prolog zum Johannes-Evangelium, seine Auffassung von Sein und Schein, Wirklichkeit und Traum, seine Existenz überhaupt, auf der historischen Tatsache der Fleischwerdung des Wortes in Jesus Christus.

Diese Auffassung bringt ihn in prinzipiellen Gegensatz zu Carl Dallago. Denn dieser sieht in der Schrift eben ein ehrwürdiges Dokument großer menschlicher Weisheit — aber nicht mehr. Das Problem des «Brenner» ist das Problem Christi und des Wortes Christi. Es gipfelt in der Frage, ob das Christentum am Ende zu den Mythen zu rechnen und als eine projizierte Erlösungssehnsucht des Menschen anzusehen ist, oder ob es Wirklichkeit ist.

Gegen Ende der Zwanzigerjahre wandte sich das Schicksal des «Brenner» eindeutig zugunsten der Auffassung Ebners. Der Herausgeber, der diesem auch persönlich immer näherkam, erkannte: weder eine ästhetische Lösung des religiösen Problems, noch eine mystisch-pantheistische, noch eine östlich-meditative und sei sie, wie bei Dallago, noch so eng mit christlichen Motiven verquickt und in imponierendem Bekenntern dargelebt, ist in der Lage, dem erstarrten Geistesantlitz Europas frisches Blut zuzuführen. Der Weg geht einzig und allein über Christus,

über die Anerkennung seiner Göttlichkeit durch das Eingeständnis der eigenen Bedürftigkeit in Sünde und Schuld und über die kompromißlose Befolgung des Wortes Christi. Dallago, ehemals der erste Mitarbeiter des «Brenner», schied 1926 aus. So konsequent vollzogen sich die Dinge in dieser Zeitschrift.

Ebner ist 1931 gestorben. Sein Glaubensweg war bis kurz vor seinem Tode ein Weg ohne Kirche gewesen. Aber trotz der scharfen und doch schmerz erfüllten Polemik, die er ihr geliefert hatte, war es ein Weg zur Kirche. Auf dem Sterbebett empfing er die Sakramente. Sein Denken hat an den Pforten der Kirche haltgemacht. Auf diese Weise wird es jedoch zum Weg so manches Suchenden entlang dem Lichtstrahl des Wortes, den Ebner Zeit seines Lebens nie aus dem Auge gelassen hat.

Theodor Haecker, seit 1914 Mitarbeiter des «Brenner», war seiner Herkunft nach Protestant. Am Beginn seiner Wirksamkeit steht Kierkegaard. Neben ihm, wie bei Ebner, Karl Kraus. So kommt Haecker im «Brenner» zunächst vor allem als Übersetzer und als sprachgewaltiger Polemiker zu Wort. Nach dem ersten Weltkrieg tritt in seinem Werdegang eine unwägbare Änderung ein: unvermittelt und für seine Freunde völlig überraschend tritt er zum Katholizismus über. Außerer Anlaß dazu war seine Begegnung mit dem Werke John Henry Newmans, des großen Kardinals der Engländer. Seine bedeutendsten Schriften werden durch Haeckers Übersetzungen im «Brenner» erstmals wirkungsvoll in den deutschen Geistesraum eingeführt.

In manchem Punkte trifft sich Haeckers Auffassung von Geist und Wahrheit mit der Ferdinand Ebners. So etwa in der für den ganzen «Brenner» so bedeutsamen Tatsache, daß der Geist seinem Wesen nach Wort ist. Nur kehrt Haecker wieder zu einer mehr abstrakten Art zu denken zurück. Der konkrete Grund bleibt das dialogische Verhältnis zum Sein, doch Haecker fühlt die Notwendig-



## Siegfriede Ebensperger Bericht über die Malerin auf Seite 6

keit, das konkret und subjektiv Erlebte in rational geordneter Reflexion zu objektivieren. Haecker ist ein hierarchischer Denker. Es geht ihm um die Ordnung, um die «heilige Ordnung» im Sein, die sauber scheidet zwischen Göttlichem und Menschlichem, zwischen Geistigem und Natürlichem. Bei ihm hat jedes Ding seinen Platz in der geistigen Ordnung. Es hat irgendwo im Kosmos, und werde der auch noch so sehr durcheinandergewirbelt von den Zyklonen der Zeit, eine Heimat. Wenn man erwägt, wie sonst die Philosophie unseres Jahrhunderts ohne die Spekulation mit Heimatlosigkeit, Angst und Ungeborgenheit nicht zu denken ist, ist das gewiß eine tröstliche Aussicht.

Durch diese Ordnung wird für Haecker die ganze Schöpfung zum Bilde, zum Ebenbild ihres heiligen Ursprungs. Jede Handlung des Menschen ist Bild und Gleichnis seines Geistes, jeder geistige Akt, alles Denken ist Bild seiner geschaffenen Geistnatur. Schließlich ist der ganze Mensch, in seiner Leiblichkeit und in seiner Geistigkeit, ebenfalls Bild — imago Dei. Darin erfüllt sich der Sinn des menschlichen Daseins, daß er durch Wahrung der geistigen Ordnungen und durch ihre Einstiftung in die Welt, sich und mit sich selbst zugleich die ganze Schöpfung durchsichtig machen soll, durchsichtig zunächst auf seine eigene Geistigkeit hin, durchsichtig aber vor allem auf Gott hin. Im Gedanken des Bildes spielt Ähnlichkeit die tragende Rolle. Nur deshalb ist ein Gegenstand Bild von etwas anderem, weil er dem anderen ähnlich ist. Es ist das Prinzip der Analogie.

So liegt im «Brenner» nun folgende geistige Entwicklung vor dem Betrachter: philosophisch eine Entwicklung vom Monolog über den Dialog zur Analogie; historisch eine Entwicklung von Nietzsche über Laotse und Kierkegaard zu Newman; religiös eine Entwicklung vom Mythos des Pan über Kierkegaards «Einzeln» zur Gemeinschaft der Kirche. Woher ist der «Brenner» gekommen? Er war Ex-

plisivstoff bei der Sprengung alter Ordnungen, sein Nährboden war die Ablehnung alles Traditionellen und Konservativen durch die Jungtiroler. Kaum zehn Jahre, nachdem er zu erscheinen begonnen hatte, entwickelte er in sich das Korrektiv für seinen eigenen Extremismus.

Als der zweite Weltkrieg hereinbrach, und die Zeitschrift laut Verordnung der Reichsschrifttumskammer ihr Erscheinen einstellen mußte, setzte Ludwig von Ficker seine geistige Mission fort, indem er in einer umfangreichen und, wie sich immer deutlicher herausstellt, erschütternden Korrespondenz mit einer Reihe geistig bewegter Menschen, die der Ruf des Führers an die Front gezwungen hatte, so manchem Ersticken die Hilfsmittel seiner Geistesgegenwart und seiner ungebrochenen Hoffnung anbot. Beim Wiederscheinen, 1946, bot der «Brenner» den Anblick eines reichhaltigen Erbauungsbuches. Im Zentrum steht die Dichterin Paula Schlier mit einem Werk, das alle Zeitbewegungen von einem endzeitlichen Standpunkt aus zu fassen und in das Trostgebäude der triumphierenden Kirche einzubauen versucht. Unter den Denkern tritt Hans Kestranek hervor, der die Mission Haeckers, der 1945 gestorben war, in trefflicher Weise fortsetzt und mit der Ebners zu einem reinen Geistgebäude vereinigt. Neben ihm Ignaz Zangerle mit tief dringenden Versuchen, das Wesen der Dichtung ebenfalls von der Warte der endzeitlichen Kirche zu bestimmen.

Der Herausgeber tritt hinter der beträchtlichen Anzahl von Mitarbeitern fast völlig zurück. Immer schon, solange er an seinem Werke, dem «Brenner», schuf, hatte er seine Tätigkeit im Hintergrund ausgeübt. Vom ersten Krieg an findet man kaum einen Beitrag mehr von ihm. Seine Stärke war das Aufspüren der Begebungen und das Zubören, wenn es sie nach Mitteilung drängte. In diesem Punkte gleicht Ludwig von Ficker dem Dich-

ter, der lebendige Gestalten aus seiner Phantasie entlassen kann, damit sie auf der Bühne austragen, was ihn im Innersten bewegt. Nur daß die Gestalten bei Ficker nicht der Phantasie entstammen, sondern dem wirklichen Leben. So ließ er seinen Blick, einen Blick der Liebe, auf allen Seiten ruhen, auf der Dallagos, Ebners, Trakls, Haeckers. Auf solche Art war er, wenn die Wucht der Gegensätze den Rahmen seiner Zeitschrift zu sprengen drohte, mitten in sie hineingekreuzt, in leidvoller Erfahrung allerdings um das Entscheidungsmächtige dieses Erleidens wissend. Der «Brenner» ist das sichtbare Dokument des Lebensweges Ludwig von Fickers. Es ist ein Weg, der heraufgeführt bis in unsere Tage und den die Geistigkeit eines ganzen Zeitalters gegangen ist oder noch zu gehen hat.

Ludwig von Ficker ist einer der ganz wenigen großen alten Männer, die heute an der Spitze einer Erfahrungspyramide, deren Grund vor über fünfzig Jahren gelegt worden ist, wissen, worauf es in geistigen Dingen ankommt. Angesichts seiner ungebrochenen Bemühung um den Geist möge hier abschließend die Frage neu gestellt werden, die Gertrud von Le Fort, einst selber Mitarbeiterin des «Brenner», nach dem Erscheinen der letzten Nummer der Zeitschrift an Ludwig von Ficker gerichtet hat:

«Wer aber wird in Zukunft den Dichter lieben,

Den Überlebenden aus längst verlichteten Tagen,

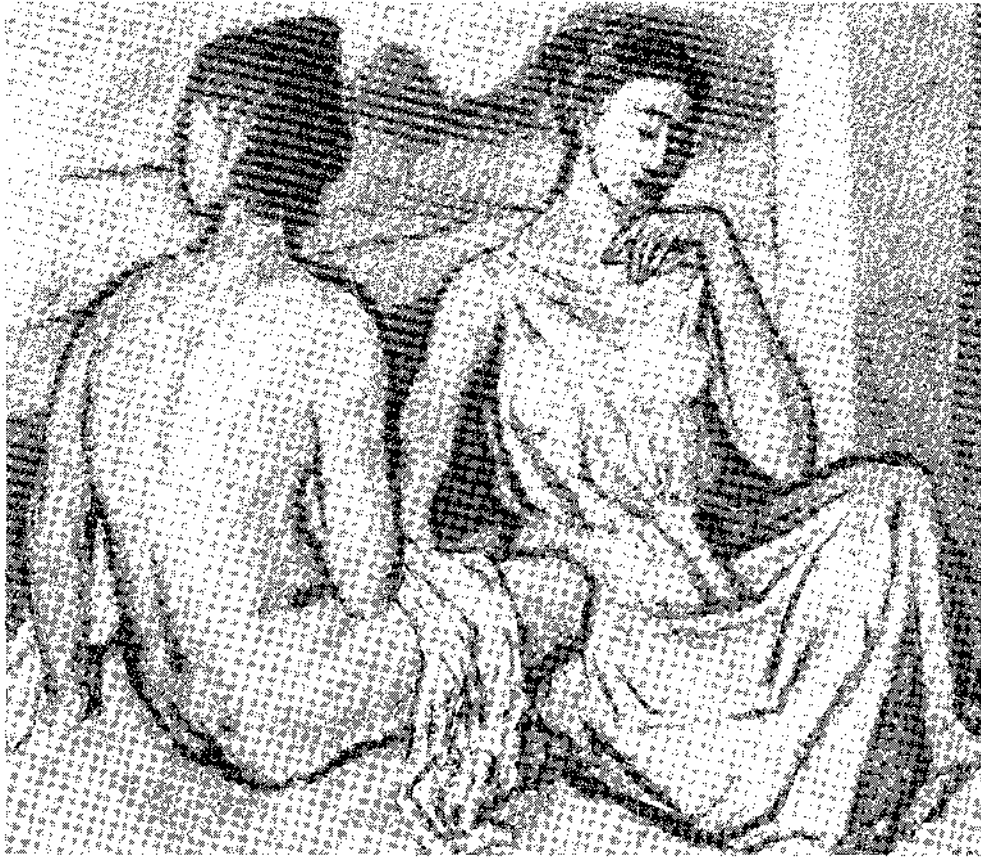
Da der Minute noch Raum vergönnt war, um Ewigkeiten zu fassen?

Wer wird dem Fernhergewanderten Obdach gewähren,

Ist doch der Herbergsraum der erkalteten Herzen

Eng geworden und kahl wie die armseligen Baracken,

Die man Heimatvertriebenen in Eile errichtet.»



Siegfried  
Ebensperger:  
Badende

Man hatte bis jetzt noch nicht viel von Siegfriede Ebensperger gesehen. Nur vereinzelt waren da und dort Bilder von ihr aufgetaucht, fast schüchtern hielt sie sich im Hintergrund. Umso erfreulicher ist es, wenn sie es jetzt gewagt hat, den endgültigen Schritt in die Öffentlichkeit zu tun.

Die Ausstellung in der Dominikanergalerie führt uns mitten in das Schaffen von Siegfriede Ebensperger hinein. Sie zeigt Werke aus den Jahren 1949 bis 1964, also aus einem Zeitraum von 15 Jahren. Es ist an sich nicht ohne Gefahr, in einer einzigen Ausstellung Werke aus verschiedenen Schaffensperioden zu vereinigen. Im vorliegenden Falle aber scheint es eine Notwendigkeit zu sein, deshalb nämlich, weil dadurch die Wesensmerkmale ihrer künstlerischen Anliegen deutlicher erfaßt werden können. Die sehr kluge und sorgfältig getroffene Auswahl hat es zustande gebracht, ein einheitliches Bild ihres Schaffens zu vermitteln. Wie mit einem Zeitraffer wurden die jeweiligen Höhepunkte ihrer inneren Entwicklung in dieser Ausstellung zusammengeschoben.

Betrifft man die Ausstellung, so ist es, wie wenn man im Atelier von Siegfriede Ebensperger einen Besuch machen würde. Die fast private Atmosphäre, die die Dominikanergalerie in diesen Tagen ausstrahlt, konfrontiert den Besucher auf eine sehr intensive Art und Weise mit der Künstlerin. Es ist zugegebenermaßen nicht leicht, die 37 ausgestellten Werke interessiert durchwandernd, Zusammenhänge zu erfassen und zu den tieferen Anliegen ihrer Persönlichkeit durchzudringen. Der rote Faden, der durch den Schaffenswillen dieser Künstlerin läuft, liegt noch nicht ganz frei und er verschwindet hin

und wieder zwischen dem Flechtwerk ihres persönlich arbeitsreichen Lebens.

In den Blättern aus der Akademie —, sie besuchte die Akademie der bildenden Künste in Wien —, zeigt sich bereits ein unieugbar starkes bildnerisches Talent. Trotz aller Ansätze zur Abstraktion, wie sie sich an der Betonung gewisser Linien-schwerpunkte an den Akten zeigen, verläßt sie die Körperlichkeit nicht. Sie hat sich diese Eigenart beibehalten. Selbst an der zur Abstraktion leichter verleitenden Landschaft verläßt sie den sicheren Boden des Dinges, der Natur, des konkret Anschaulichen nicht. So erklären sich auch bis zu einem gewissen Grad ihre Themen: Landschaft, Mensch, Gesicht. Dieser Dreiklang bestimmt im Inhaltlichen ihr bisheriges Schaffen.

Ihr sicher nur instinktiv geführter Kampf gegen die Abstraktion und die ständigen Bemühungen zur Verlebendigung des Bildgegenstandes erreichten in der «Menhretlandschaft» ihren bisherigen Höhepunkt. Dieses Bild gehört bestimmt zum Besten dieser Ausstellung. Besondere Beachtung unter den Landschaftsdarstellungen verdienen auch «Sonnenuntergang» sowie die «Bretonischen Städtchen». Letztere offenbaren einen fast kristallisch-metaphysischen Charakter, eine fast zerbrechlich-entrückte Position.

Einige Schwierigkeiten werden dem Betrachter, die von der Künstlerin verwendeten Farben bereiten. Sie sind gewiß ungewöhnlich, manchmal fast streng, wie zum Beispiel in dem «Selbstbildnis». Daß die Palette Siegfriede Ebenspergers jedoch auch heiter und locker sein kann, beweisen die «Blatttänzerinnen», Blätter, die in der Sommerakademie Oskar Kokoschkas entstanden sind und durch ihre sonnige Farbgebung erfreuen.

Dem Portrail, den Gesichtern im Allgemeinen, widmet die Künstlerin einen beachtlichen Teil ihres Schaffens. Schon die zahlenmäßig oft vertretenen Darstellungen von Köpfen fällt auf. Was sie aber im besonderen damit will, läßt sich erst verstehen, wenn man ihren Gesichtern, im buchstäblichen Sinn, in die Augen schaut. Dabei eröffnen sich dem Beschauer Werte und Inhalte, die er hinter den, wie man im ersten Augenblick meinen würde, eher konventionell gemalten Zügen nicht erwartet hätte. Schwierigkeiten werden bei solchen fast intimen Annäherungen für manchen nur die Farben bieten.

Die größere Meisterschaft hat die Künstlerin bisher in der zeichnerischen Bewältigung des Bildes erreicht. Sie ist jedoch Malerin und ihre Auseinandersetzung mit dem Gegenstand der Darstellung bringt ihr bei Verwendung der Farbe eigenständigere Lösungen. Es wird interessant zu verfolgen sein, zu welchen Ausdrucksmöglichkeiten sie in Zukunft noch kommen wird. Ihre so sympathische, gründerliche Einstellung zu ihrem Beruf hat in den bisher gezeigten Bildern erste Früchte und nicht zu unterschätzende Erfolge gebracht. Was sie in Zukunft vorhat, kann vielleicht aus ihren letzten Werken irgendwie erahnt werden. Sie zeigen die erste Entwicklung des Talentens von Siegfriede Ebensperger an. Die beiden Federzeichnungen aus Paris verraten, daß sich eine Zusammenfassung und Vereinfachung der vielen oft widerstrebenden Linien in ihrem Schaffenswillen anzeigt, eine Entwicklung, die notwendig und vorteilhaft ist und ihrer schöpferischen Kraft zum vollen Durchbruch verhelfen wird.

Kuno Seyr

In diesem Artikel möchte ich versuchen, ein Problem zu berühren und zur Diskussion zu stellen, das mich in letzter Zeit einigermaßen beschäftigt hat. Zugleich aber möchte ich klarstellen, daß dieser Artikel keine Lösung der Frage sein will — das Fragezeichen nach dem Titel behält seine Berechtigung bis zum Ende dieses Aufsatzes bei.

Unser humanistisches Gymnasium (in unserem Fall kann man vielleicht von einer Prägung nach Humboldt und Gentile sprechen) hat uns eine Bildung vermittelt, die über die bloße Information geht und darüber hinaus auch noch «Formation» sein will und jedenfalls auch ist. Wir wurden daran gewöhnt, den Menschen in seiner schöpferischen Tätigkeit, den Menschen nach einem Maße des Ebenmaßes und der Harmonie zu sehen, das in uns auch irgendwie den Begriff des Abendlandes in unserer Zeit und so vieler anderer Worte weckte. Es stellt sich jedoch angesichts unserer Welt die dringende und vielleicht erschütternde Frage, ob dieses Bild noch zutrifft.

Bestimmt, es hat nicht nur einen Humanismus gegeben. Wir können auch nicht behaupten, einseitig erzogen worden zu sein. Man hat uns die Fülle der antiken — ausgeglichenen und auf Vollendung bedachten — Welt mitgeteilt, wir bekamen eine geschichtliche Schau des Menschen, die Christentum, Mittelalter und Renaissance zu würdigen wußte, wir wurden auch auf die Neuentdeckung des Menschen zur Zeit des eigentlichen (sogenannten) Humanismus hingewiesen. Geschichte, Literatur, Philosophie, Religion, Kunstgeschichte: es waren Fächer, die uns halfen, einen Eindruck von der Schönheit und Reichhaltigkeit dieser Welt zu bekommen. Und ich bin überzeugt, daß die humanistische (klassische) Bildung Menschen geformt hat, die mehr als andere die Möglichkeit hatten, zusammenfassend jede Entfaltung menschlichen Wirkens zu überschauen und zu verstehen.

Die Kritik aber, die in unseren Tagen gegen eine solche Bildung erhoben wird, macht Vorwürfe und spricht von Unwirklichkeit: diese Bildung könne unserer Welt, einer neuen Welt, nicht mehr gerecht werden.

Diese Frage wirft eine überaus reiche und vielleicht fruchtbare — oder bedrückende? — Problematik auf. Der Humanismus sah den Menschen als Ausgangspunkt und auch als Ziel einer Welt. (Der christliche Humanismus hat versucht, die Rechte Gottes geltend zu machen, kann aber im übrigen auch unter diesem Gesichtspunkt gesehen werden.) Doch war dieser Mensch ein Einzelmensch, ein Individuum, das allerdings geistige Nahrung von allen Seiten bezog: aus der antiken Literatur und Geisteswelt, aus der Kunst, aus der Philosophie aller Zeiten, aus innerer Fragestellung und Anregung aus der Umwelt. Es war ein Einzelmensch, der gewiß ein hohes Maß an tiefer und echter menschlicher Vollendung erreichte, der eine innere Ausgeglichenheit und einen großen seelischen Reichtum besaß. Im wahrsten Sinn des Wortes brachte der Humanismus aller Zeiten «schöne Seelen» hervor.

Dieser schöne und so reiche geistige Individualismus kann — glaube ich — nicht hoch genug geschätzt werden. Er schenkte uns Menschen «Humanisten» aller Generationen, die anderen wieder Führung und Licht spendeten. Er gab unserem Europa jene überströmende Fülle, die heute vielleicht das Einzige ist, was das Abendland noch geben kann.

Auch die christliche Weltanschauung blieb nicht unberührt vom Humanismus und seinen Auswirkungen. Vielleicht kann ein kurzer Hinweis auf die segensreiche Kulturaktivität und heute noch geltende Bildungsausrichtung genügen (vgl. Seminaristen, Benediktinertum, Augustiner, Guardini, usw.). Wahrscheinlich ist aber diese Haltung auch schuld, (wenn man es als ein Negativum ansehen will), daß die

# Krise des Humanismus

Kirche eine wesentlich abendländisch-lateinische Gestalt annahm. Allerdings ist es umgekehrt darauf zurückzuführen, daß das Christentum in einer so entscheidenden Weise Europa mitprägte.

Doch sei es noch einmal gesagt: es scheint, als zeichne sich zumindest eine gewisse Fragwürdigkeit in diesem Humanismus ab. Eine Fragwürdigkeit, die auch den neuen und gewissermaßen verzweifelten marxistischen Humanismus mit einbezieht und ihn vielleicht sogar (wenigstens in seinen Vorkämpfern) ganz unvermutet trifft. Es ist dies eine Krise, die wohl ihre Wurzeln schon im Idealismus (deutscher und italienischer Richtung; vgl. Hegel, Nietzsche-Übermensch, Croce, Gentile-Schulreform usw.) hat, die aber nicht erst von dort herrührt. Ich glaube, man kann schon in Luther (der doch selbst aus dem Humanismus kam) eine solche Auflehnung gegen den Humanismus sehen.

Diese Auflehnung hat in unserer Zeit verschiedene Formen angenommen: philosophisch scheint mir, daß im Existenzialismus zwar eine solche Auflehnung, doch noch keine Überwindung liegt. Der christliche Existenzialismus allerdings kommt über den Humanismus weg (schon Kierkegaard wagte den Sprung von menschlicher Denkweise zu Gott), doch der verzweifelte Humanismus bleibt auch wieder am Menschen «hängen» (vielleicht kann die Wirklichkeit der Atombombe einen solchen Humanismus mit einem Schlag gegenstandslos machen). — Im Leben der Kirche ist die Auflehnung vielleicht deutlicher als anderswo: der Arbeiter der letzten Stunde kommt in Gestalt der neuen Völker und will seinen Denar. Und wohl leichter als andere kommt die Kirche vom Humanismus los, besinnt sich auf eine neue Welt und macht das Christentum frei. — Politisch ist die Auflehnung auch zu spüren: die Krise des alten liberalen Staates und die Hinwendung zu mehr oder weniger nach links tendierenden Massendemokratien gibt Zeugnis. — Wirtschaftlich ist wohl der Marxismus, der die Probleme von geistigen Spekulationen auf «Magenfrage» reduziert und so viele Werte als Überbau klassifiziert, der beste Beweis für die neue Fragestellung.

Was hat diese Auflehnung hervorgerufen? Ist daran die Tatsache schuld, daß der alte, humanistisch vollendete und bildungsmäßig reiche Mensch plötzlich auf eine massive Umwelt stößt, die er bisher

nur als dekorative Ergänzung seines Kosmos sah und die ihm plötzlich zur Mitwelt wird? Liegt es nicht auch daran, daß die Bevölkerungsexplosion, das Aufstreben der Arbeitermassen, die Hebung der niederen Schichten zu einer (zwar sehr verbilligten) «Kultur», die Wirklichkeit neuer politischer, sozialer und völkischer Elemente auf Weltebene neue Fragen aufwerfen und daß noch nicht erwiesen ist, daß der Humanismus sie beantwortet? Und ist nicht die Technik vor allem daran schuld? Man will (oder wollte?) den Humanismus vor ihr retten und die Technik durch ihn bewältigen, doch ist auch das fragwürdig. Es ist fragwürdig geworden, ob angesichts einer Weltbevölkerung von drei Milliarden, von denen zwei Hunger leiden und die unter dem Druck ständiger Vernichtungsangst steht, der vollendete Mensch noch Geltung hat. Das alte Elite-Prinzip, das eben noch mit dem Idealismus zusammenhängt, sieht um sich herum ein Privileg nach dem anderen fallen; wird es standhalten?

Wird der Mensch, der immer wieder auf seine Würde bedacht sein muß, weiterhin Ausgangspunkt und Ziel des Denkens sein? Verschiedene Antworten sind hier möglich, doch scheint es sicher, daß der Einzelmensch es nicht sein wird. Die einzelne starke Persönlichkeit hat viele ihrer Chancen verloren (vgl. Demokratien).

Ist trotz aller dieser Fragen der Humanismus (ein immer neuer Humanismus) noch gültig? Oder muß eine radikal neue Frage gestellt werden, die vielleicht mehr Gebot als Frage, mehr Forderung als Antwort ist? Muß das Bild vom Menschen, das der Humanismus entwickelt hat, einem Bild der Menschenmasse und völlig neuer Gegebenheiten weichen? Darf der Mensch weiterhin über sich selbst nachdenken und seine Persönlichkeit entwickeln oder muß er nur mehr handeln?

Muß letztlich diese radikale Trennung von jeder Art Humanismus vollzogen werden oder genügt eine Neuaufgabe oder Anpassung des Humanismus?

Diese Fragen tun weh, die Entscheidung ist schwer und ich frage mich, ob wir überhaupt verpflichtet sind, uns zu entscheiden. Ich will — hier und jetzt jedenfalls — keine Antwort geben. Die vielen Fragezeichen und «vielleicht» in diesem Beitrag stellen sich jedem persönlich. Die Antwort ist schwer genug. —

Alexander Langer (Florenz)

# Paulmichi Stecher Zoderer

## Sonnenmorgen

Mit der Wahrhaftigkeit der Aaleen  
und der Unduldsamkeit der Türme  
hält der Tag und der Wind  
früheres Gericht.

Der Geruch der Hoffnungslosigkeit,  
den ich im Hcu gestern aufgelesen habe  
hängt sich in den Vorhang,  
wo er den toten Gang der Blindschleiche  
weiterführt.

Sensen winden sich mit der Schnelligkeit  
von Füchsen  
und das Schluchzen der Wetzsteine  
streicht am Stundenschlag der Glocken.

Die Probefahrt der Zugvögel  
beginnt mit seltsamer Pünktlichkeit.  
Und geht mit erschreckender Ausdauer  
weiter.

Leonhard Paulmichi

## Vor der Flut

Gib mir Kalk für Kieimenplatten  
weißer Kreidefelsenbruder.  
Phosphor gib mir für die Augen,  
die ich in der Tiefe brauche.

Vergiß die Lungen Salamander.  
Laß uns in die Meere flüchten,  
ruhen in der reichen Strömung,  
tief im oterschwarzen Tang.

Ruhen in den dämmerstillen  
Wasserdömen bis die Aase sinken.  
Und dann gläubig in den Schelfen  
warten auf den Regenbogen.

Luis Stefan Stecher

## Pension Eden

Das Altersheim hatte einen schönen  
Namen: «Pension Eden». Man sagte, daß  
dort nur bemittelte Leute hinkämen. Man  
sagte das vor allem den Leuten, die man  
dorthin gab.

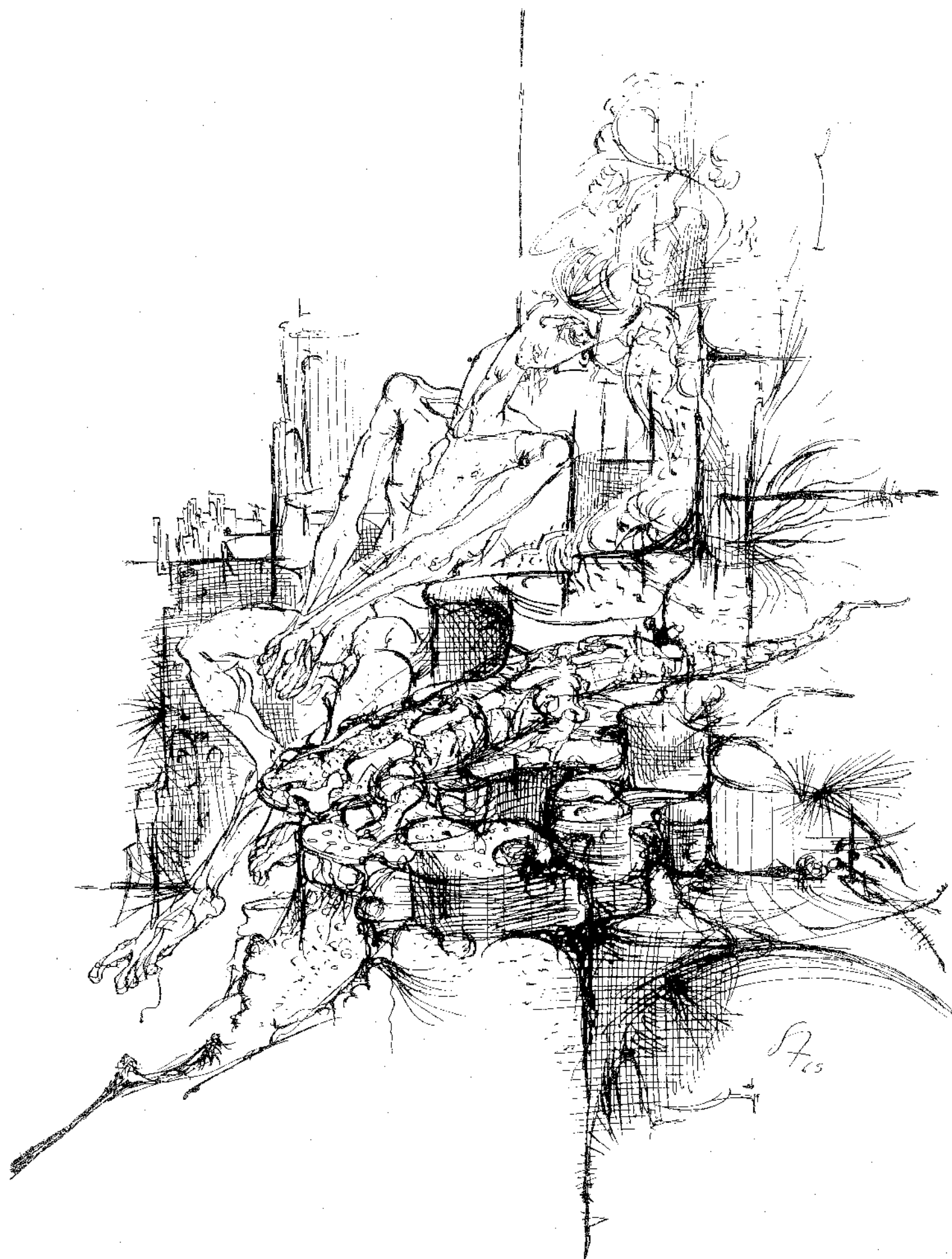
«Mein Liebling», schrieb seine Mutter,  
«Toni will mich in die Pension Eden ge-  
ben. Margit sagt auch, es wär am besten  
so. Ich bin so unglücklich, ich weiß, Du  
warst immer dagegen, daß ich in ein Heim  
komme. Man sagt aber, daß dies eine Pen-  
sion sei, weißt Du das auch? Bitte, schreib  
Toni, damit ich wenigstens ein Zimmer  
allein bekomme».

Er las den Brief in der Mittagspause.  
In einer halben Stunde mußte er wieder  
im Büro sein. Auf dem Balkongeländer  
setzten sich tausende Schneeflocken an.  
Er erinnerte sich, daß er genau an einem  
solchen Wintertag mit seiner Mutter vor  
dem Bäckerladen Blechschmied gestan-  
den war. In einer langen Schlange. Es war  
ja im Krieg, und er hatte kleine rote  
Fäustlinge an den Händen. Er stand gern  
mit seiner Mutter vor dem Bäckerladen.  
Die Schneeflocken kitzelten auf der Nase,  
und die Bäckersfrau schenkte ihm, als  
sie an der Reihe waren, ein kleines Stück  
Germ. Damals hörte seine Mutter noch  
keine Geräusche und sie konnte noch  
schlafen, wenn kein Fliegeralarm war.

«Mein Liebling» schrieb sie. Früher hat-  
te sie «mein lieber Walter» geschrieben.  
Wenn er sie manchmal mit scherzender  
Zärtlichkeit gefragt hatte, ob sie ihn lie-  
ber habe als Margit und Toni, war sie  
immer ernst geworden. Alle gleich gern,  
hatte sie geantwortet. Aber jetzt schrieb  
sie «mein Liebling». So hatte sie früher  
nie geschrieben.

Er erinnerte sich daran, daß sie ihm  
ein großes Segelboot, einen Arm lang, ge-  
kauft hatte, als Vater einrückte. Das Se-  
gel war aus richtigem weißen Leinen, und  
das Boot war rot. Sie hatte es über der





# GEDICHTE · KURZGESCHICHTEN

Straße beim Gummineger gekauft. Später bekam man dort nichts mehr. Er spielte damit beim Bombentrichter im Hof. Es war ein kleiner, tiefer Teich, denn quer durch den Hof ging die Wasserleitung. Zuerst führte er das Boot mit einer Schnur um den Trichter, immer am Rand entlang. Aber dann ließ er einmal die Schnur los, und das Boot glitt über das braune Wasser. Mit Steinwürfen trieb er es über die Fläche. Seine Freunde halfen ihm. Aber ein Stein war zu groß, er traf das Boot, und es sackte ab. Ganz langsam, dann war das weiße Segel weg. Ach, damals hörte seine Mutter noch keine Geräusche und sie sagte nicht «mein Liebling» zu ihm.

Er las den Brief in der Mittagspause. In einer Viertelstunde mußte er im Büro sein. Er verstand seine Geschwister recht gut. Seine Mutter hörte Geräusche. In der Nacht wanderte sie durch die Wohnung, sie verstopfte die Fensterritzen mit Stoffresten, sie ließ einen Kasten vor ihr Zimmerfenster stellen. Er verstand seine Geschwister recht gut.

Am Abend, nachdem er gegessen hatte, schrieb er einen Brief. «Liebe Mama», schrieb er, «Du weißt, daß ich Dich nie in ein Heim lassen würde. Aber die Pension Eden ist ja kein Altersheim. Es ist eine Pension für ältere, bemittelte Leute.

Ich schreibe noch heute Toni, damit Du auf jeden Fall ein Einzelzimmer erhältst. Du brauchst überhaupt nicht traurig sein. Versuch' es doch einmal. Es ist doch besser, daß Du ein geschultes Pflegepersonal um Dich hast, sollte Dir etwas zustoßen. Und vergiß nicht, es ist ja nur ein Versuch. Schreib' mir, wenn Du unglücklich bist».

Das Boot, das ihm seine Mutter geschenkt hatte, war rot, und das Segel war aus richtigem weißen Leinen.

Josef Zoderer

An einer Orange ist nichts Besonderes. Sie ist rund, sie hat eine dicke Schale, und diese Schale hat hundert kleine Grübchen. Sie sind so klein, daß die Orange trotzdem noch rund bleibt. Aber etwas Besonderes ist das nicht.

Die erste Orange, an die er sich erinnerte, hielt seine Schwester in der Hand. Woher sie gekommen war, wußte er nicht mehr, aber seine Schwester hielt sie in der Hand. Seine Schwester und er lagen

## An meinen Bruder

Stiegen steigen auf und nieder  
und das Hineinstürzen in  
Wochen wie Strebepfeiler in gotische  
Gewölbe,  
das Lieben gerüsteter Glieder  
zum Fleclamus genua und Levate,

diesen Rhythmus sah ich schon einmal,  
als unser Küster versuchte  
die eingesperrte Schwalbe  
aus der Kirche zu verscheuchen.

Leonhard Paulmichl

## Unberührbar

Trockener Schieferstein  
und die blinden Augen des Sanddorns,  
dem Himmel verschlossen,  
als ob ihm jemand diese roten Körner  
ins Gesicht gesetzt hätte  
nur Spinnenfäden zu Knäuel zu wickeln  
und dürres Laub als mitleidloses Muster  
hineinzustricken,  
zu einem verbissenen Teppich —  
Unberührbar.

Die benachbarten Haselstauden  
lehnten mit geübter Selbstverständlichkeit ab,  
daß es dann immer wie eine Erlösung war,  
wenn ein Rabe einen Baum verließ,  
davonflog, wieder zurückkehrte,  
und wie ausgemacht nicht einen Laut von  
sich gab.

Leonhard Paulmichl

weit vornübergebeugt im offenen Fenster. Links und rechts und im Haus gegenüber lagen die Leute auch in den Fenstern und sie schrien «Bravo!»

Unten an der Hausmauer entlang floß der Stadtkanal. Ein schwarzes Wasser. Aber neben dem Kanal war die Straße, und über die grauen Pflastersteine marschierten Kolonnen von Soldaten. Die Soldaten sangen «Eeeriika», und die Leute in den Fenstern schriegen: «Bravo!»

Auch er schrie «Bravo», und seine Schwester schwenkte die Hand, in der sie die leuchtend rote Orange hielt. Und dann klatschte die Orange ins Wasser. Sie hätte in die Hand eines Soldaten fallen sollen, aber sie fiel ins schwarze Kanalwasser.

In dieses Kanalwasser schüttete er später einmal den toten Goldfisch, der mit dem Bauch nach oben im Aquarium schwamm.

Aber vorher fiel die Orange in das schwarze Wasser, und die Soldaten marschierten vorbei und sangen «Eeeriika». Er konnte nicht einmal sehen, ob einer der Soldaten das Fallen der Orange bemerkt hatte. Er sah nur das erschrockene Gesicht seiner Schwester, und die Leute schriegen «Bravo».

An der Orange war nichts Besonderes.

Josef Zoderer

Der Tod ist genau.  
Mit scharfer Reißfeder setzt er die Linien.  
Koordinaten werden ausstrahlt.  
Die Kugellager der Erde,  
Die pulsenden Herzbeutel.  
Doch,  
der Tod ist genauer.  
Mit urbestechlicher Feder setzt er die  
Linien:  
hie Herz —  
hie Beutel.

Luis Stefan Stecher

Auch der oberflächlichste Versuch eines Vergleiches zwischen der zeitgenössischen bildenden Kunst und der romantischen, bzw. vorromantischen Kunst läßt den wohl wichtigsten Unterschied in die Augen springen, den ich kurz so formulieren möchte: Gegenstand der künstlerischen Betrachtung, des künstlerischen Bemühens in romantischer und vorromantischer Zeit war überwiegend der Mensch in seiner äußeren, auch inneren Daseinsatsache, der Mensch in seiner Welt, aber immer zentral der Mensch. Heute jedoch ist der Mensch aus der Kunst verbannt.

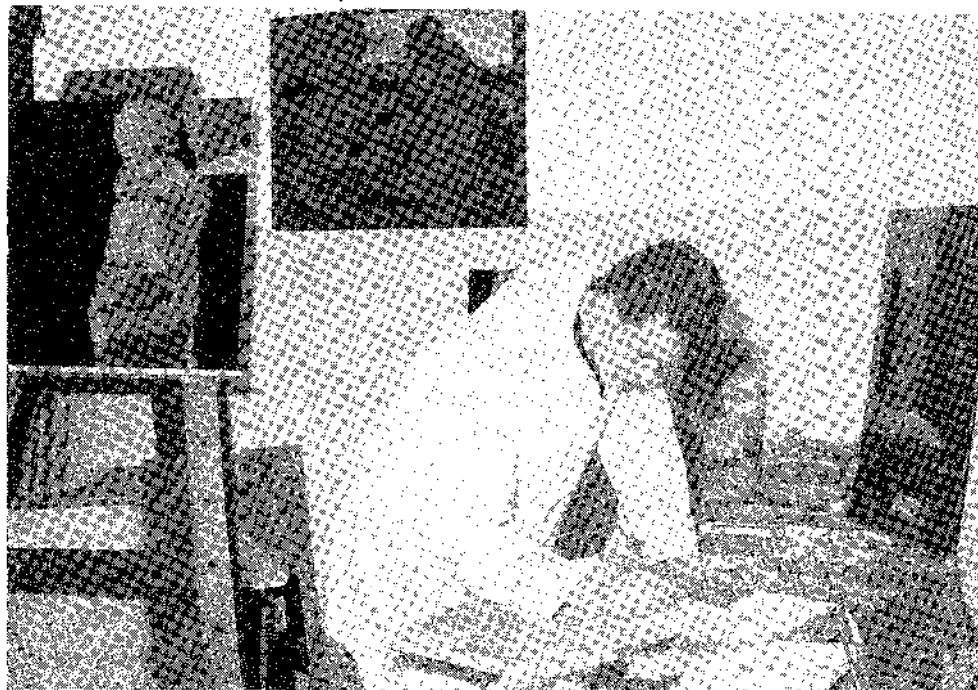
Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich gleich betonen, daß ich dabei nicht an Abstraktion denke. Denn auch in abstrahierender Darstellungsweise kann der Mensch Mittelpunkt sein. Nein, ich meine es wörtlich. Der Mensch ist nicht mehr Aufgabe des Darstellers; dieser wendet sich vielmehr an dessen Umgebung, nimmt sie zum Grundthema seiner Darstellung.

Damit sei kein Urteil gesprochen. Jeder Künstler hat ja seinen Erlebnisbereich, der ihn erfaßt, berührt, ja bedrängt, und der in diesem Drange zur Darstellung wird. Nur muß der Drang echt und wahr sein. Als Gegensatz zu diesem «wahren» Künstler sehe ich jenen, der durch sein eigenes Außeres versucht, dem Mitmenschen den Eindruck zu vermitteln, er habe es tatsächlich mit einem Künstler zu tun; der also auf diese Weise sich Achtung und Verehrung zu gewinnen versucht. Ob eines solchen Menschen Kunstausdruck noch echt ist?

Mitten im stil- und selbstbewußten Städtchen Sterzing beherbergt ein, die glanzvolle Fuggerzeit zurückträumendes, heiter-geräumiges Haus eine fröhliche, lebenslustige Familie, deren Haupt und Quell der Fröhlichkeit der 29jährige Hubert Zanol ist. Wir sitzen im hellen Wohnzimmer und rufen uns Studierenerinnerungen ins Gedächtnis zurück. Die plaudernde Unterhaltung, noch angeregt durch den eindringlichen Duft des Kaffees, den uns seine Frau vorsorglich bereitet, wird angenehm unterbrochen durch das Lachen und stammelnde Schwätzen der beiden goldblonden Töchterchen, durch ihr Fragen und Betteln, der «Pappi» möge ihnen doch noch einmal die Geschichte von «Max und Moritz» an Hand des dargebotenen Büchleins erzählen. Und er erzählt, mit Freude stolz ihre Wuschelköpfchen streichelnd. Alles ist Friede und Zufriedenheit, Natürlichkeit und echte Menschlichkeit.

Sein Leben kreist um die Menschen, die er liebt: seine Familie, seine Heimat und deren Geschichte. Die Versuche seiner Darstellung haben als Mittelpunkt dieselben Themen. Er liebt es, die Menschen Tirols in ihrer Entwicklung, ihrem geschichtlichen Wachsen herauf durch die Jahrhunderte zu verfolgen, und seine Arbeit in ihren Dienst zu stellen. Ihr Kämpfen galt ja der gewaltigen Natur, ihr Denken belebte sie und verlebendigte die Monumentalität ihrer Formen, brachte sie den Bewohnern näher, machte sie zum vertrauten Freunde. Und hier spürt Zanol den Menschen seiner und unserer Herkunft, zeigt dessen geistige und physische Ahnenschaft mit uns. Themen, wie «Die Schlernhexen», «König Laurin» oder «Die Salige», hier abgedruckt, geben Zeugnis für die Richtung seines Schaffens. Die menschliche Gestalt wetteifert mit der Monumentalität, der ungezähmten, leidenschaftlichen Wildheit der Bergnatur. Hier ist Abstraktion bis zur letzten Grenze. Alle Außerlichkeit, Zufälligkeit wird aus dem Bilde verbannt. Und auch nur so kann die innerlich-magische Verbundenheit des Menschlichen mit dem Natürlichen sinnbildlich werden.

## HUBERT ZANOL



Hubert Zanol, wohnhaft in Sterzing, Altstadt 116, in seinem Atelier bei der Arbeit (Kolpinghaus) Siehe auch Tiefbild »Die Salige«.

Und nun zu unserem Bilde, der «Saligen». Die Wahl dieses Thomas ist bezeichnend für die Arbeitsweise Zanols und zeigt uns seine Verbundenheit eben mit der Natur des Tirolers und mit dem Menschen selber. Was ist diese «Salige»? Die Sage erzählt uns von der guten Seele, die in Gestalt eines schönen Mädchens ins Dorf herunterstieg, dort einem Bauern ihren Dienst anbot. Und diesen Dienst, ihre Arbeit, verrichtete sie mit völliger Hingabe, viel Schwung und Kraft und völlig unentgeltlich. Und so nahe kam sie dem Menschen, daß sie sogar dem Werben des Bauern nachgab, ihn heiratete, allerdings unter der Bedingung, nie nach dem Namen und dem Ort ihrer Herkunft befragt zu werden. Doch in der Hochzeitsnacht schon stellte der Bauer die Schicksalsfrage: sie verschwand, kehrte zurück in die Berge, kämmt dort ihr Haar. Wartet sie? Ja, sie wartet auf den, der sie nicht mehr enttäuscht, der ihren Dienst hinnimmt und das Verhältnis nicht durch kleine Nebensächlichkeiten zerrichtet. Sie, die Natur, die dem Menschen zu Hilfe eilt, sich ihm anbietet, ja sich ihm verschreibt unter der Bedingung, nicht durch Kleinigkeiten, belanglose Nebensächlichkeiten betrogen zu werden, sitzt nun enttäuscht da, spielt im Warten das Spiel des Kämmens, harret des echten, starken Menschen, der sie durch seine Persönlichkeit in seinen Bann zieht. Sie harret dessen, der sie ruft. In diesem Warten liegt ihre Stärke, aber auch ihre Tragik. Wird er auch kommen, der Mensch? Nachdenklichkeit, Unsicherheit spiegelt

Ihr Gesicht. Aus der Langeweile entspringende Melancholie, oft der Grund, auf dem das Neue wächst, zeigt ihre Gestalt. Dies setzt sich fort in die Monumentalität der Natur. Des Harens düstere Stränge zeigt sich nicht nur, sie wird ganz eingehüllt davon. Berge und Himmel warten mit, leiden mit in braun-düsterer Trauer. Wird sie erlöst werden aus dieser Art des Daseins? Ein leiser Hoffnungsschimmer wird dort hinten an den Konturen der Berge sichtbar, ein zartblauer Schimmer, der uns wieder versöhnt mit der Welt, dem Menschen, der gefehlt.

Luis Dejeri

Wenn ein Student ins Lappland fahren will, aber nur sein übliches Monatsgeld in der Tasche hat, besorge er sich rechtzeitig von Rier (Hildesheim, Kleine Venedig 4-5) einen gebrauchten Militärschlafsack um 35 DM; dazu einen Regenmantel, einen Trainingsanzug und alles nötige Kleinzeug. Im nächsten Lebensmittelgeschäft kauft er Haferflocken, vermische sie gleich in einem Plastikbeutel mit Zucker und Trockenmilch. Dies ist mit etwas Wasser eine gute Nahrung für magere Zeiten. Mit all dem im Rucksack stelle er sich an die nächste Ampel oder Ausfahrtsstraße.

Auf diese Weise kam ich letzten Sommer über Kopenhagen, Stockholm, Luleå in zehn Tagen ins schwedische Lappland. Kurz vor Mitternacht, es ist nur noch dämmerig hell, setzt mich ein Fahrer in Gällivare an einem kleinen See ab. Ich rolle meinen Schlafsack aus, krieche hinein und freue mich schon, am Morgen zu schwimmen und zu rudern. Denn ein Boot liegt am Ufer, selbstverständlich nicht gesperrt. Doch die Freude vergeht bald. Es sammeln sich hier anscheinend die Mücken. Schließe ich den Schlafsack, kann ich vor Hitze nicht schlafen; öffne ich ihn, belästigen mich die Mücken. Endlich schließe ich einen Kompromiß, lasse den Schlafsack halb offen und verstecke die Öffnung und das Gesicht im Heidelbeerkraut.

Wichtiges Ereignis am nächsten Tag in Kiruna: ich kaufe mir ein gutes Mückenöl. Dann besichtige ich die Stadt, die auf einer weiten Hochfläche liegt und von den Erzbergen eingeschlossen ist. In der schönen neuen Kirche, die den Stabkirchen nachgebildet ist, fällt mir ein gutes, in Holz geschnitztes Standbild des hl. Georg auf. Der Führer meint: «Wir kennen keine Heiligenverehrung!» Doch habe ich auch in vielen anderen Kirchen Marien- oder Heiligenstatuen gesehen.

In Kiruna werden alle Autos nach Narvik auf die berühmte Erzbahn verladen. Sie überquert die Gebirgskette. Weite Täler wechseln mit Seen und gewaltigen, schneebedeckten Bergen. Diese sind von den Gletschern meist rund abgeschliffen. Auch auf der Talsohle wachsen keine Bäume mehr. Vom Sommerlager einer schwedischen Lappenfamilie steigt Rauch auf. Sonst ist die Gegend unbewohnt. Hier gibt es berühmte Wanderwege, von denen mehrere nach Norwegen hinüberführen. Im Abstand von je einem Tagemarsch stehen Unterkunftshütten, zu denen der Schwedische Touristenverein Schlüssel vergibt. Daß der Zug die schwedisch-norwegische Grenze passiert, merkt man nur an hell erleuchteten Fahnen in einem Tunnel und am Geldwechsler, der in jedem Abteil seinen Dienst anbietet. Das letzte Stück fährt die Bahn den Hang einer tiefen und wilden Schlucht entlang, die in einen langen Fjord übergeht.

Die Küstenstraße von Narvik nach Hammerfest ist eng, kurvenreich und ohne Betrag. Allgemeine Geschwindigkeitsbegrenzung auf 70 km. Kleinere Fjorde werden umfahren, größere auf Fähren überquert. 300 km weit nimmt mich ein Schiffsbauingenieur mit. Er zeigt mir ein Fracht- und Passagierschiff einer privaten Gesellschaft, für dessen Verkehrssicherheit er verantwortlich ist. Er erzählt auf Englisch — auch hier in Norwegen sprechen manche Fahrer Englisch, während in Schweden sehr viele auch Deutsch verstehen — er erzählt also, daß die Schiffsgesellschaft wöchentlich jedes Fischerdorf mit der Post versorgt und deswegen vom Staat unterstützt wird. Hier werden noch Kartoffeln angebaut. In einem geschützten Tal nördlich von Narvik soll noch Roggen ausreifen. Daß aber Viehzucht die Haupteinnahme der hier lebenden Bauern ist, merkt man, wenn der Fahrer nach einer Kurve den Wagen plötzlich scharf abbremsen muß, weil sich auf der Straße Rinder oder Schafe aufhalten.

Wir umfahren den breiten, tiefen Aldefjord. Der Ingenieur zeigt mir die Bucht,

## Reisebericht

in der sich 1943 die deutsche «Scharnhorst» versteckt gehalten hatte bis das Schlachtschiff am 25. Dezember den Befehl erhielt, mit seinen fünf Zerstörern trotz ungünstiger Bedingungen einen feindlichen Waifentransportgeleitzug zu versenken. Obwohl Admiral Dönitz geraten hatte, erst anzuzureifen, nachdem die neuesten neun-cm-Radar-Rundsuch- und Zielgeräte eingebaut wären, wartete Hitler nicht mit dem Befehl. Die «Scharnhorst» wurde von der britischen «Duke of York» nur wegen deren besseren Radaranlagen am Weihnachtstag um 19.45 Uhr versenkt. Alle deutschen Offiziere und 1800 Mann fanden den Tod.

Zwischen Alta und Hammerfest und auf den küstennahen Inseln haben die norwegischen Lappen ihre Sommerlager. Schon im August kehren sie in ihre Dörfer zurück, die hauptsächlich 200 km weiter südlich in der Finnmark liegen. In der selbstgefertigten Lappenkleidung zeigt sich große Farbenfreude. Aber auch die übrige Bevölkerung trägt bunte Kleider, und die Häuser sind rot, blau, gelb oder grün. Hammerfest sieht aus wie ein Baukastendorf, das Kinder aufgestellt haben. In der kurzen Zeit des Sommers kennt selbst die Natur leuchtende Farben: Die Blumen lassen sich nur mit unseren Bergblumen vergleichen. Und wenn die Sonne tief steht und den Eindruck erweckt, als rolle sie im Norden den Horizont entlang, dann ist das Licht die ganze Nacht rotgelblich. Dafür verschluckt die Nacht im Winter alle Farben.

Vom Hafen in Hammerfest, der durch Berge und Schären gut gegen Norden geschützt ist, fahre ich in einem Linienschiff zur Insel Mageroy. Es ist Sonntag. Zwei Männer und zwei Mädchen der «Heilsarmee» halten über den Schiffstausprecher einen Gebetsgottesdienst mit norwegischer Predigt. Dann bin ich in Honningsvåg, dem Hafen der Insel. Von Innsbruck ist er rund 4500 km entfernt. Nur noch 30 km schlechtesten Straße, und ich stehe am Nordkap. Die Hochfläche der Insel bricht senkrecht ab. Es liegt das tiefblaue Eismeer vor mir. Im einsamen Blockhaus, das Gastbetrieb und Geschäft zugleich ist, bedient ein Mädchen aus der Steiermark!

Die Eismeerstraße führt mich wieder nach Süden. Schon nach 60 km ab Lakselv wachsen verkrüppelte Birken. Noch einmal 60 km, und ich bin mitten im Kiefernwald. Dann komme ich über die norwegisch-finnische Grenze ans eigentliche Ziel meiner Reise, ins finnische Lappland. Es ist dies die Landschaft der riesigen Wälder und Seen. Von Hügel an kann ich die endlose Weite übersehen. Auch hier gibt es Wanderwege, auf denen man oft acht Tage lang keinen Menschen trifft. Entlang dieser Wege gibt es Hütten — wieder im Abstand je eines Tagesmarsches — die immer offenstehen.

In einer Waldlichtung hält der Fahrer an einer Tankstelle. Nicht um zu tanken. Er versucht vielmehr, finnische Messer zu verkaufen, deren Griff und Lederscheide er selbst aus Leder und Knochen von Rentieren herstellt. Der Tankstellenwart spricht Deutsch und will 1966 eine Urlaubsreise nach Österreich unternehmen. Er verkauft solche Touristenwaren, vor allem Rentierfelle. Weil die Lappen die alten Tiere schlachten, bevor sie in ihre Wintersiedlungen zurückkehren, kosten hier die billigsten Felle nur 1000 Lire. Etwa 50 km weiter südlich am Inarisee sind sie schon viel teurer. Bis nach Inari hinauf, das in der schönsten Seenlandschaft liegt, zieht sich nämlich der Touristenverkehr. Jedoch ist der einzige Polizist des Ortes schon seit 14 Tagen auf Urlaub! Zum Bottnischen Meerbusen sind es noch 414 km. Ich fahre ein gutes Stück mit einem Finnen, der kein Wort Deutsch oder Englisch versteht. Trotzdem unterhalte ich mich prächtig mit ihm. Er zeigt auf das Auto und sagt den finnischen Namen, ich den deutschen. Dann erklärt er mir andere Dinge. Beim Tanken zeigt er

Im hohen

Norden



Sommerlager einer norwegischen Lappenfamilie

die Birkenzweige im Kofferraum, die er für das Saunabad geholt hat. Er findet ständig etwas zum Lachen und fährt mich in die nächste Stadt, obwohl er früher abbiegen müßte.

Zweit Tage später bin ich in Oulu. Da ist der Fremdenverkehr dichter, weil viele Touristen sich damit begnügen, den Bottnischen Meerbusen zu umfahren. Die Verkäuferin in einem neuen Geschäft spricht außer Finnisch Schwedisch, Deutsch, Englisch, Französisch und wahrscheinlich auch Russisch. Doch das erfährt man hier selten. In dem Geschäft gibt es besonders schöne, aus Birkenholz geschnitzte Schalen, gute finnische Glaswaren, echte, schön gewebte Leinentischtücher und sehr geschmackvolle «Kalevala»-Schmuck aus Bronze und Silber, der dem uralten Schmuck getreu nachgebildet und gar nicht teuer ist.

Auf der E4 nimmt mich eine Frau in ihrem Lieferwagen weiter nach Süden mit. Ich sitze zwischen Körben und Konservendosen, die mit Heidelbeeren gefüllt sind. Den Kopf muß ich einziehen. Die Straße führt wieder einen Tag lang durch dichte Wälder: Fichten, Kiefern und Lärchen wechseln mit Birken und Ebereschen. In manchen Seen schwimmen riesige Holzflöße, Tausende von Stämmen, von denen nur die Äußersten verklammert sind. Manchmal sind sie auch zu 20—30 Stück zusammengekettelt, in Reihen bis zu fünf Verbänden nebeneinandergeordnet und von Schleppschiffen gezogen. Solche Holzflöße oder -schleppzüge erreichen eine Länge von mehreren hundert Metern.

In Jyväskylä hält ein Finne. Er spricht Englisch und erzählt, daß er nur einen Monat in der Heimat Urlaub machen kann. Dann muß er wieder 2000 km weit nach Rußland zurück, wo er mit 5000 Finnen an einem Staudamm arbeitet. Auf meine Frage, wie es ihm dort gefalle, sagt er nur: «Fünf Jahre sind eine lange Zeit!». Erst in zwei Jahren ist sein Vortrag abgelaufen. Mehr erfahre ich nicht. Dafür erklärt er mir, wie von abgelegenen Wegen aus Seen überfahren werden: oft schaukelt ein Holzkahn im Wasser, weil der Weg unmittelbar am Ufer endet. Man schöpft das Wasser aus und fährt über. Drüben ist ein zweites Boot angebunden. Das hängt man an das eigene und rudert zurück. Erst nachdem man dieses wieder befestigt hat, fährt man endgültig über. An größeren Seen steht in der Nähe das Haus des Fährmannes. Er hat ein schnelles Motorboot. Wenn aber nichts und niemand zu finden ist, zündet man ein stark rauchendes Feuer an. Das sehen die Leute am anderen Ufer, und der Fährmann kommt herüber.

In Tampere setzt mich dieser Fahrer ab. In der regnerischen Nacht finde ich keinen Schlafplatz. Schließlich baue ich aus Dachpappe, Kisten und Homogenplatten ein Dach über ein Boot und schlafe darin sehr gut.

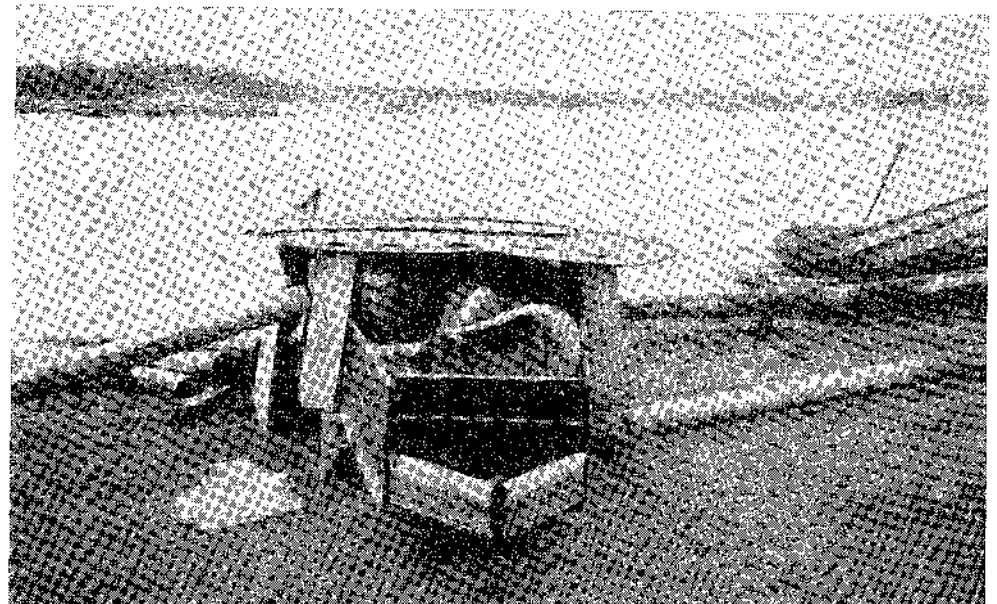
Sorgen machte ich mir wegen des Schlafens überhaupt selten. Bei schönem Wetter machte es mir Spaß, auf dem weichen Boden im Wald zu schlafen. Bei Schlechtwetter fand ich fast immer irgend ein schützendes Dach: ein verlassenes Haus, eine Scheune, einen abgestellten Lastwagen, ein Saunahäuschen. Bei Hammerfest spannte ich eine Plache schief an einen Heureuter, in Helsinki stellte ich die Sitzbank eines VW-Busses, der am Schrothaufen lag, in ein noch nicht fertig vorfabriziertes Wochenendhäuschen. Manchmal aber luden mich freundliche Menschen in ihr Haus, und ich durfte mich an einen gedeckten Tisch setzen und in einem richtigen Bett schlafen.

Immer wieder sind es die Menschen, die mir das Land vertraut machen. Gleich nach Tampere nimmt mich ein älterer Herr mit in sein Sommerhaus. Es liegt an einem kleinen See. In vierzehnjähriger Arbeit hat er es selbst mit seinem Sohn gebaut. Jetzt, da der Hausherr hier ist, weht vom Mast, der die kleineren Bäume überragt, eine schmale aber lange Fahne, damit die Nachbarn wissen, daß sie ihn nun antreffen können. Er spricht gut deutsch; seine Frau ein wenig. Sie erzählen von zwei deutschen Jungen, die auch bei ihnen waren, die aber dann nichts mehr von sich hören ließen. Schließlich wird sogar die Sauna geheizt. Da diese bei den Finnen fast eine sakrale Bedeutung hat, gibt es als höchste Gastfreundschaft, einen Fremden in die Sauna einzuladen.

In Helsinki kann ich mich nur mehr einen Tag lang aufhalten, weil ich schon seit vier Wochen unterwegs bin. Die Überfahrt von Südfinnland nach Schweden oder Deutschland ist einfach für Leute mit dicker Brieftasche (Fähre: Helsinki—Travemünde DM 169 oder Flugzeug). Für solche mit schmaler Brieftasche fahren die billigsten Fähren von Parainen (Pargas) nach Kapellskär oder von Turku (Åabo) nach Norrtälje (skr 27). Wer nur mehr eine leere Brieftasche hat, versuche in einem der nächstliegenden Häfen (z. B. Hamina, Kotka oder Pori) ein Schiff nach Deutschland zu bekommen. Er gehe — wenn möglich — an Dock und erkundige sich nach dem Kapitän. Der ist meist ein freundlicher Mann.

Pepi Zelger (Innsbruck)

Übernachtung in Tampere (Südfinnland)



Liebe Kolleginnen! Liebe Kollegen!

Im letzten Skolasten habe ich Euch einen kleinen Überblick über das Programm unserer heutigen Studententagung in Diefenheim gegeben. Wir sollen dadurch mit den Problemen unserer Heimat vertraut werden.

Doch neben dieser haben wir während des Sommers noch eine andere für uns wichtige Veranstaltung. Das sind die Meraner Hochschulwochen. Wenn wir diese auch nicht selbst organisieren, so machen es eben andere für uns. Wir dürfen stolz sein, im Mittelpunkt unserer Hochschulwochen zu stehen. Wir müssen uns dabei aber auch bewußt sein, daß wir bei dieser Tagung die Jugend unseres Landes verkörpern. Viele ausländische Kolleginnen und Kollegen, aber auch fertige Akademiker werden an dieser Tagung teilnehmen und wir werden Gelegenheit haben, mit diesen unsere Gedanken auszutauschen und unseren Horizont zu erweitern. Schließlich sind wir ja alle bestrebt, nicht nur unsere Heimat und die Anschauung und Gedankenwelt unserer Landsleute kennenzulernen, sondern wir wollen und müssen, wenn wir einmal richtige Akademiker werden sollen, auch schauen und studieren, was um uns herum vor sich geht. Wir wollen uns einfügen in die allgemeine europäische Entwicklung. Diese verschiedenen Geistesströmungen der Gegenwart kennenzulernen, sollen uns die Meraner Hochschulwochen helfen. Es ist deshalb eine Ehre und eine Pflicht für uns, für das Gelingen dieser Tagung beizutragen. Ich hoffe deshalb, daß Ihr alle recht zahlreich erscheint.

Nun noch kurz einen Überblick über das Programm der heutigen Meraner Hochschulwochen. Die Referenten sind zum Teil noch nicht bekannt; ihre Namen werden vollzählig in den persönlichen Einladungen, die jeder ins Haus bekommen wird, aufscheinen.

Alois Durwaldner

# Meraner Hochschulwochen

## PROGRAMM

Ideologie und Wirklichkeit im 20. Jahrhundert

## VORLESUNGSZYKLEN

Marx in unserer Zeit - Europa als Gedanke und Tat - Kunst und Sittlichkeit - Recht und Gesetz

## EINZELVORTRÄGE

Göttliche Vorsehung und menschliche Freiheit - Aggression und Selektion in der Natur  
Das Problem der Automation - Die kulturelle Aufgabe des Fernsehens  
Klima, Mensch, Kultur - Die Wiener Universität 1365-1965 - Atheismus des Westens

## ARBEITSGEMEINSCHAFTEN

Das Konzil in katholischer und evangelischer Sicht - Filmdiskussion

## KÜNSTLERISCHE VERANSTALTUNGEN

Burgtheaterabend - Vortragsabend der Südtiroler Hochschülerschaft

## STUDIENFAHRT

Neustift - Brixen - Klausen

Anmeldung: Südtiroler Kulturstiftung, Bozen, Südtirol, Dr.-Streiter-Gasse 20/II

## Das Jusstudium des Südtirolers

Um naheliegende Mißverständnisse schon eingangs vorzubeugen: Ich habe ein ganz anderes Fach als Rechtswissenschaften studiert und beabsichtige keineswegs, in den folgenden Zeilen eine Fachsimpelci über verzwickte juristische Probleme vom Stapel zu lassen. Es handelt sich ganz im Gegenteil um allgemeine Erwägungen, die zwar in erster Linie die Studenten der Rechtswissenschaften betreffen, auf weite (oder gar nicht mehr sooo weite) Sicht aber ganz Südtirol interessieren müssen.

Es handelt sich, kurz gesagt, um die Wahl des Studienortes, die der Südtiroler treffen soll, wenn er Rechtswissenschaften studieren will. Meiner Ansicht nach entscheiden sich noch viel zu viele Südtiroler für das Ausland, besonders für Österreich und Deutschland. Als Student der Rechtswissenschaften muß ich mir doch im klaren sein, daß ich im späteren Berufsleben als Rechtsanwalt, als Richter, als Verwaltungsfachmann auf jeden Fall perfekt die italienische Sprache, besonders auch die juristischen Fachausdrücke, beherrschen muß, daß ich vor allem auch das italienische Gesetzbuch kennen und die uns oft so rätselhafte Mentalität der Italiener erfassen muß. Diese allererforderlichsten, unumgänglichen Voraussetzungen können die Universitäten von Innsbruck, Wien und München — und es ist beileibe auch nicht ihre Aufgabe — keinem ihrer Studenten bieten.

Ich fürchte, man freut sich zu früh über die hohe Anzahl der Südtiroler, die im Ausland Jus studieren. Die Freude wird, wenn sich an dieser hohen Zahl

nichts ändert, in spätestens 15 Jahren in eine starke Ernüchterung übergehen.

Ich fürchte noch mehr, daß sich viele Südtiroler, die in Österreich oder Deutschland Jus studieren, sehr wohl im klaren über die Schwierigkeiten sind, denen sie im Berufsleben begegnen werden, sich aber trotzdem aus Bequemlichkeit für Österreich oder Deutschland als Studienland entschließen.

Bequemlichkeit deswegen, weil ein paar schöne Studienjahre — trotz der vielen Arbeit sind sie schön — in einer vertrauten, dem Südtiroler viel gemäßeren Umgebung näher liegen und mehr locken als der noch weit, weit entfernt liegende Beruf. Ich bin überzeugt, daß für viele dieser Studenten das Sprichwort zur bitteren Wahrheit wird: Die Reue kommt zu spät!

Ich würde nicht über das Thema schreiben, wenn es nur die genannten Studenten betreffen würde. Es geht aber um Südtirol selbst. Was tut Südtirol mit Juristen, die Italienisch nicht perfekt beherrschen, denen die italienische Verwaltungsmaschinerie ein Rätsel ist, die die Italiener nicht besser kennen als meinetwegen die Norweger?

Diese Frage leitet in die zweite Entscheidung über, die jeder Südtiroler Jusstudent treffen sollte. Wie er die Italiener besser kennenlernen muß als der Student einer anderen Fakultät, so muß er auch eine gewisse Zeit im deutschen Sprachraum seine Studienzeit absolvieren. Auf Grund eigener Erfahrung glaube ich behaupten zu können, daß es von ent-

scheidender Bedeutung für Südtirol ist, daß alle Südtiroler Studenten in nähere, noch besser: allernächste Berührung mit dem deutschen Sprachraum kommen. Und gerade das Studium der Rechtswissenschaften bietet uns eine einmalige Gelegenheit, diese beiden wesentlichen Forderungen zu erfüllen: Die erste Staatsprüfung (Mindeststudiendauer 1 Jahr), die an einer österreichischen Universität abgelegt wird, wird in Italien zur Gänze anerkannt. Eine andere durchaus empfehlenswerte Lösung ist ein Studienaufenthalt in Österreich oder in Deutschland nach abgeschlossenem Studium in Italien. Allerdings nimmt diese Lösung — im Gegensatz zur ersten — zusätzliche Zeit in Anspruch. Und Zeit gilt für viele Studenten von heute als Todfeind Nr. 1.

Nach dieser kurzen theoretischen Erwägung noch ein kurzer praktischer Hinweis. Womit kann man erreichen, daß ein Großteil der Südtiroler Jusstudenten die ohne Zweifel richtige Forderung zieht und in Zukunft in Italien den Hauptteil seines Studiums absolviert? Auch auf die Gefahr hin, von einigen Kollegen mißverstanden und angegriffen zu werden, und im Bewußtsein, daß sich einige nicht unwichtige Argumente gegen meine Auffassung vorbringen lassen, scheint mir die beste Lösung noch immer darin zu liegen, alle Südtiroler Studenten, die in Österreich die erste Staatsprüfung bestanden haben, mit Stipendien nur mehr unter der Bedingung zu unterstützen, daß sie in Italien weiterstudieren.

Zum besseren Verständnis fasse ich noch einmal meine Ansicht zusammen.

1. Ein Südtiroler, der Jus studiert, soll den Hauptteil seines Studiums in Italien absolvieren.

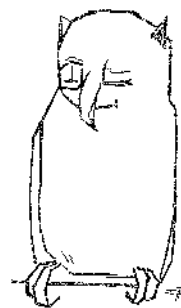
2. Mit gleicher Entschiedenheit soll der Südtiroler Jusstudent aber darauf achten, daß er einen Teil seiner Ausbildung im deutschen Sprachraum erhält. Die durchaus günstigen Möglichkeiten sind schon oben angeführt worden.

3. Südtiroler sollen nach abgelegter erster Staatsprüfung in Österreich deutlich genug auf die Notwendigkeit (im eigenen Interesse und in jenem Südtirols!) hingewiesen werden, ihr Jusstudium in Italien fortzusetzen.

4. Ich sehe im Jusstudium eines der ganz wenigen Fächer, das man zum Großteil in Italien studieren soll. Bei fast allen anderen Fächern ist der deutsche Sprachraum, insbesondere Österreich, eindeutig vorzuziehen. Richtig klar erkennt man das erst, wenn man in Österreich studiert hat.

Dr. Hansjörg Kucera

## Die Eule



blinzelt

## Neues zur Doppelsprachigkeit (Gemischtsprachigkeit)

In Südtirol finden nun Prüfungen zur Feststellung der «Doppelsprachigkeit» statt. Das heißt, daß man feststellen will, ob die Italiener italienisch und deutsch und wir deutsch und italienisch können. Unter den Prüfungskandidaten finden sich Leute, die in deutscher oder italienischer Sprache strenge Maturaprüfungen oder sogar Rigorosen abgelegt haben.

Die Prüfungskommissionen bestehen aus Hochschulprofessoren und Hochschuldozenten, die zu diesen Monsterprüfungen aus allen Ecken Italiens nach Südtirol strömen. Das muß dem Vater Staat eine ganz schöne Summe kosten!

Ich sagte dies auch einigen Italienern und meinte dazu, daß die meisten dieser Kommissionen wohl auch aus Sprachkundigen aus dem Lande (darunter auch Südtirolern) gebildet werden könnten. Diese würden die gerechte und unparteiische Durchführung der Prüfungen wohl genauso wie die Hochschulkommission garantieren.

Gegen diesen Gedanken verwahrten sich aber alle meine italienischen Bekannten. Sie zweifelten an der Gerechtigkeit (wir können natürlich ohne weiteres die Gerechtigkeit der italienischen Kommissionen voraussetzen) bei solchen Prüfungen und einige forderten sogar, daß es gerecht wäre, bei den Prüfungen zwei Maßstäbe anzuwenden, da italienisch doch die Staatssprache sei. Die Prüfungen wären bei gleichen Maßstäben praktisch eine materielle Bevorzugung der Südtiroler. (Die Südtiroler dürften sich nach Prof. Filipuzzi, Hochschuldozent in Wien, der ja im «Alto Adige» vom 3. April 1963 aussprach, daß die Bevölkerung deutscher Zunge in der Provinz Bozen eine bestbekannte Neigung zum Geld habe, ins Fäustchen lachen.)

Ja, man kommt überall und jederzeit drauf. Es geht ums Geld. Es steht ja eine monatliche Zulage von 20.000 bis 30.000 L. auf dem Spiel. Da wird gelernt und gepaukt. Man muß sich fragen: Gehört diese allgemeine Reaktion zu den Absichten der römischen Regierung und verbindet sie damit einen Plan? Was ist aber mit den Privatangestellten?

Schnell kommen weitere Gedanken: Müßten wir nicht die Chance nützen und schnell vom Vater Staat eine Entlohnung dafür verlangen, daß wir praktisch von klein auf genötigt waren, die Fähigkeit zur Doppelsprachigkeit unter Beweis zu stellen?

Das wäre doch ein Weg zur Hebung des Wohlstandes unserer Volksgruppe! Auch Italiener, die nachweisen könnten, daß sie bisher die gleiche Leistung wie wir er-

bracht haben, hätten selbstverständlich Anspruch auf die Belohnung.

Weiters müßten wir eine zweite Zulage für die Angehörigen der italienischen Volksgruppe verlangen, die außer der Kenntnis der deutschen Schriftsprache noch die Beherrschung unseres heimischen Idioms nachweisen können und ebenso für Südtiroler, die die in unserer Landeshauptstadt am häufigsten gesprochenen italienischen Dialekte kennen. Beides ist ja zum gegenseitigen Verständnis unerlässlich.

Was soll aber mit unseren Gemischtsprachigen geschehen? Welches Professorenkollegium ist hier zuständig und wie sollen sie bezahlt werden?

Alles Fragen. Sicher ist aber, daß, falls die Gelegenheiten und Gegebenheiten ordentlich beim Schopfe angefaßt werden, für Doppelsprachige, Gemischtsprachige, Idiomisten und Dialektforscher in unserem Lande die sieben fetten Jahre anbrechen werden.

## Gezwitscher

Unter dem phantasievollen Motto «Wie die Alten sangen, so zwitschern auch die Jungen», brachte unsere Tageszeitung vom 15. Mai d. J. ein Stimmungsbild einer festlichen Hochzeit. Da konnte der naive Leser unter vielem anderem erfahren, daß nun endlich auch Südtirol der Errungenschaft des Cocktail-«Hahnenschwanz» (Übersetzung aus dem Engl. - Anm. der Redaktion) teilhaftig geworden ist. Wir sind wirklich beglückt, daß wir auch in dieser Hinsicht den Anschluß an das moderne Leben gefunden haben.

Weiters steht zu lesen, daß zu diesem Ereignis der weltberühmte Michael-Pacher-Altar den würdigen Rahmen geboten hat. Im Sinne dieser Aussage kann nun die Mitwelt ihrerseits erwarten, daß das Eingerahmte seinem weltberühmten Rahmen entsprechen wird. Keine Kleinigkeit!

Im Folgenden werden wir dann informiert, daß hier Mitglieder bedeutender Familien von Südtirol für immer vereinigt wurden. Es gibt also bei uns bedeutende und unbedeutende Familien. Wir sind aber der Auffassung, daß, will man das Wort «bedeutend» gebrauchen, jede Familie bedeutend ist.

Der Weg zu einer solchen Vereinigung von Mitgliedern bedeutender Familien, wie er in dieser Reportage zu verfolgen ist, ist durchaus bemerkenswert. Er führt von der politischen Tätigkeit der Väter des Brautpaares bis zu ihrer «posthumen Krönung» durch diese Ehe. Aber welche wohl sehr lebensvolle Krönung einer Denkart findet man dagegen in dieser Verbindung von Würde, Reichtum, Bedeutung, Familie, Politik und Ehe!

Nach dieser Darstellung hätte es uns nicht eigens gesagt werden müssen, daß die alte wie die junge Generation dieser Familie zu den treuen Freunden unserer Tageszeitung gehört. Gerade deswegen glauben wir, daß das junge Paar eine bessere Art der Berichterstattung verdient hätte.

Wir wollen abschließend die wichtige Frage stellen: Soll sich eine Zeitung, die für das ganze Volk da sein soll, in ihrer Berichterstattung von Freundschaft und Interessen leiten lassen, oder von Objektivität und Sachlichkeit?

## Das Korsett der Sängerin

Künstler und Künstlerinnen haben ein Anrecht auf die Aufmerksamkeit der Kulturberichterstatter, besonders wenn sie jung und «in Erscheinung und Auftreten ungemein gewinnend» sind. Aber geht in manchen Fällen die Anteilnahme nicht etwas zu weit? So schrieb Sp. am 28. Mai 1965 in einer Meraner Konzertkritik, begeistert über die «ausgeprägte künstlerische Individualität» einer Sängerin.

«Auch Pina Milardi ließe sich wohl nicht in ein konventionelles Korsett zwängen.»

Ist hier die «künstlerische Individualität» nicht in einem zu naturalistischen Sinne verstanden? Sollten die im Handel erhältlichen Mieder nicht mehr ausreichen, um die Uppigkeit des — wie heißt der musikalische Ausdruck? — Klangkörpers zu umfassen und dadurch auch für die Zukunft der Künstlerin das «gewinnende Auftreten» zu garantieren? Die Musikfreunde sind aufgefordert, zu einer Sonderanfertigung beizutragen. Sp. aber gebührt eine Goldmedaille «für besondere Verdienste um Sprache, Kultur und Kunst».

# fr. eccel

ING. FR. ECCEL, BOZEN, LAUBEN 45 - SPEZIALHAUS FÜR INNENAUSSTATTUNG

TEPPICHE  
VORHANG-  
U. MÖBEL-  
STOFFE  
  
LAUFER  
TEPPICH-  
BODEN  
  
M O B E L



## Neuerscheinung! Südtiroler Wanderbuch

Fünzig Wege um Etsch, Eisack und Rienz von Dr. Josef Rampold. 320 Seiten mit 50 Kartenskizzen, 16 Kunstdruckbildern und einer Übersichtskarte.

Das Südtiroler Wanderbuch umfaßt ein Programm, das von den Waalwegen bis hinauf zu leicht erreichbaren Gipfeln aller Berggruppen reicht. Der Autor, der selbst ein erfahrener Bergsteiger und begeisterter Wanderer ist, bietet nicht nur alle notwendigen Einzelheiten der Wegbeschreibung, sondern schildert die Wanderung in ihrer Gesamtheit. Er weist auf alles Schöne und Bedeutsame, die Stimmung, die Blickpunkte, die Siedlungen, die Kunstdenkmäler und die landschaftsgebundenen Einkehrstätten hin und hat den Wanderführer damit auch zu einem Erlebnisbuch gemacht.

Erhältlich in den **ATHESIA-Buchhandlungen**, Bozen, Meran, Brixen, Bruneck, Sterzing, Schlanders

Wenn Stoffe, dann

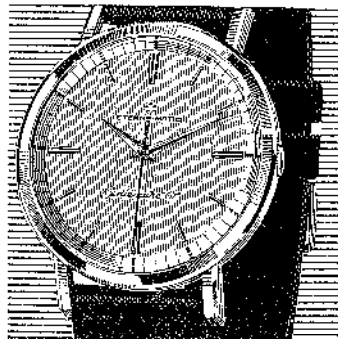
**ECCEL**

LAUBEN 32 TEL. 27164

**perlon**  
porös  
Bügelfrei  
auf  
Lebens-  
dauer

**ETERNA:MATIC**

*Centenaire*



**PORNbacher**

BOZEN

**SPISS**

BOZEN  
LAUBEN 9